


Burgen  
und Schlösser  
in Bayern,  
Österreich  
und  
Südtirol

# ARX

1-2004





Die Nr. 1 für die Branche.

denkmal



EUROPÄISCHE MESSE  
FÜR RESTAURIERUNG, DENKMALPFLEGE  
UND STADTERNEUERUNG

27. - 30.10.2004

---

LEIPZIG · GERMANY



Unter Schirmherrschaft  
der UNESCO



Leipziger Messe GmbH  
PF 10 07 20 • D-04007 Leipzig / Messe-Allee 1 • D-04356 Leipzig  
Telefon: +49 (0) (3 41) 678-0 • Telefax: +49 (0) (3 41) 678-80 64  
E-Mail: info@denkmal-leipzig.de • <http://www.denkmal-leipzig.de>

[www.denkmal-leipzig.de](http://www.denkmal-leipzig.de)

Parallel zur denkmal:



kunst &  
antiquitätenmesse  
leipzig

28. bis 31.10.2004

[www.kunst-antiquaetenmesse.de](http://www.kunst-antiquaetenmesse.de)

# Inhalt

## Die Wartburg

Der Sängerkrieg, Luther und das Wartburgfest  
*Herbert Rosendorfer* . . . . . 3

## Kachelöfen und Ofenplatten von Schloß Feldegg

*Rosemarie Franz* . . . . . 11

## Kachelöfen in Südtirol

Fotografien aus einer Privatsammlung . . . . . 16

## Der Mülinenbecher im Historischen Museum Bern

*Magdalena Hörmann-Weingartner* . . . . . 18

## Die Nibelungenhandschrift

Mittelalterliche Adelskultur und  
Literaturrezeption in Tirol  
*Georg Mühlberger* . . . . . 23

## Die Faszination des Panoramas

*Giorgio Hecht-Lucari* . . . . . 29

## Burgen des 12. und 13. Jahrhunderts im Trentino

*G. Ulrich Großmann* . . . . . 35

## Schloß Waldenfels in Oberösterreich

Die bauliche Entwicklung  
*Patrick Schicht* . . . . . 46

## Zur Sicherung der Burgruine Greifenstein

Ein Situationsbericht  
*Martin Laimer* . . . . . 51

## Nachrichten

Schloß Meseberg – Gästehaus der deutschen  
Regierung . . . . . 56  
Zwischen Realität und Fiktion:  
Herbert Rosendorfer 70 Jahre alt . . . . . 59

## Denkmalpflege

Lotto für Denkmalpflege . . . . . 64  
Tag des offenen Denkmals in Oberösterreich . 64  
Denkmalpflegepreis Oberösterreich . . . . . 64

## Recht und Steuer

Steuervergünstigungen für denkmalgeschützte  
Bauten in Italien . . . . . 55  
Baustellenverordnung . . . . . 60

## Berichte

„Rund um's Holz“ – Seminartag des bayerischen  
Vereins im Roten Schloß in Oberzenn . . . . . 56  
Generalversammlung des SBI in der  
Mühlbacher Klause . . . . . 61

## Ausstellungen

„Der ferne Blick“ – Die letzte Weltumsegelung -  
„Novara“ 1857–59 . . . . . 58  
Brennpunkt Europas 1704 – Die Schlacht von  
Höchstädt . . . . . 59  
Grenzenlos – Geschichte der Menschen am Inn 63

## Buchvorstellungen

„Romantik ist überall, wenn wir sie  
in uns tragen“ . . . . . 62  
Burgkapellen – Andacht, Repräsentation und  
Wehrhaftigkeit im Mittelalter . . . . . 64

## Nachruf

Guyard de Saint Julien verstorben . . . . . 63

Burgen und Schlösser in Bayern,  
Österreich und Südtirol

Herausgeber:

Südtiroler Burgeninstitut, Obstplatz 25, I-39100 Bozen  
Verein zur Erhaltung privater Baudenkmäler und  
sonstiger Kulturgüter in Bayern e. V., Vereinssitz München,  
Geschäftsstelle: Rotes Schloß, Seckendorffstr. 3,  
D-91619 Oberzenn

## ARX 25 Jahre alt

Ein Abschnitt ist zu Ende gegangen: Der Österreichische Burgenverein hat sich mit Ende des Jahres 2003 von der ARX zurückgezogen. 1978 wurde erstmals der Vertrag zur gemeinsamen Herausgabe der Zeitschrift ARX unterzeichnet. 1979 erschien das erste Heft. Seither haben von österreichischer Seite verschiedene Redakteure gewirkt, wie Dr. Ernst Bacher/Universität Wien, Dr. Verena Keil-Budischowski und Dr. Rainer Prandstetten/ Bundesdenkmalamt Wien, Dr. Astrid von Aufschnaiter/ Anif und Dr. Bettina Nezval/Wien.

Eine neue Ära ist nun angebrochen. Der österreichische Part im Dreigestirn, bezogen auf die ARX, wird künftig vertreten durch den Verein Denkmalpflege in Oberösterreich. Für die österreichische Redaktion sind fürderhin dessen Präsident Dr. Georg Graf Spiegelfeld und Dr. Paulus Wall/ Kulturstelle der Landesregierung Oberösterreich verantwortlich tätig. Wir möchten jedoch den ÖBV-Mitgliedern und Abonnenten der ARX den Bezug der Zeitschrift weiterhin ermöglichen (siehe Postkarte) zum Preis von 20 Euro zuzüglich Versandkosten pro Jahr.

### IMPRESSUM

Redaktion:

Petra Niedziella M.A., Hinterlehen 24, D-95463 Bindlach  
Dr. Ludwig W. Regele, Museumstr. 52, I-39100 Bozen  
Dr. Georg Spiegelfeld, Sigmund-Spiegelfeld-Str. 1,  
A-4707 Schlüßlberg  
Hauptschriftleitung:

Petra Niedziella M.A., Hinterlehen 24, D-95463 Bindlach  
Herstellung:

Athestadruck – Graphische Betriebe

Weinbergweg 7, I-39100 Bozen

Eingetragen beim Landesgericht Bozen Nr. 6/80

vom 31. 3. 1980.

presserechtlich für den Inhalt verantwortlich

Dr. Ludwig Walther Regele, I-39100 Bozen

Bezug:

Die Zeitschrift erscheint halbjährlich und ist bei den  
Herausgebervereinen, der Hauptschriftleitung und der  
Buchhandlung Athesia, Bozen zu beziehen.

Für die Mitglieder der herausgebenden Vereine ist der

Bezugspreis im jeweiligen Mitgliedsbeitrag inbegriffen.

Für namentlich gezeichnete Beiträge ist der Verfasser  
verantwortlich.

ISSN 0394-0624

Autoren:

Dr. Rosemarie Franz

Kunsthistorikerin

Graz

Dr. G. Ulrich Großmann

Generaldirektor Germanisches Nationalmuseum  
Nürnberg

Prof. Dr. Giorgio Hecht-Lucari

Wien

Prof. Dr. Magdalena von Hörmann-Weingartner

Kunsthistorikerin

Innsbruck

Dr. Martin Laimer

Landesdenkmalamt

Bozen

Dr. Georg Mühlberger

Gymnasialdirektor

Bozen

Prof. Herbert Rosendorfer

Schriftsteller

St. Pauls/ Eppan

Dipl.-Ing. Arch. Patrick Schicht

Kaltenleutgeben/NÖ

Umschlagbild:

Schlacht am Berg-Isel, 1896, Michael Zeno Diemer (1867-1939) und andere, 1000 x 10000 cm, Innsbruck

Abbildungen: Umschlagbild, 29-34 Bernard Comment u. Literaturverzeichnis S. 30, 3, 4, 51, 57 P. Niedziella, 5 r. Wartburg Gesellschaft, 6 Codex Manesse, 7, 35-38, 40-45 G. Ulrich Großmann, 9 Johannes Schwarz/Zinnfigurenfreunde Leipzig, 11 r. Archiv Franz, 11 l, 13 l, 13 r., 14, 15 Georg Hanreich, 12, 13 o. Ernst Langthaler/ Salzburg, 16, 17 Germano Zampieri, 18 Stefan Rebsamen/ Bismarcksches Historisches Museum, 19 o., 21 Archiv Trapp, 19 u. Schweizer Kunsttopografie, 20 o. Kofler-Engl. 20 u. Ekkehard Hörmann, 23 Ferdinand Runk, Katalog Schloß Tirol, 24, 25, 51 Tappeiner/ Lana, 26, 27 Staatsbibliothek zu Berlin - Preussischer Kulturbesitz, 39 Landesmuseum Trient, 47-50 Patrick Schicht, 52-54 Denkmalamt Südtirol, 56 Archiv Regele, 58 Schloß Tirol, 59 Christian Stoye/ Bayerisches Armeemuseum Ingolstadt, 61 SBI, 63 o. Stadt Scharding, 63 u. Foto Geims/ Passau



# Die Wartburg

Der Sängerkrieg, Luther und das Wartburgfest

Herbert Rosendorfer



Die Wartburg, Ansicht einer Tausendjährigen von Nordosten

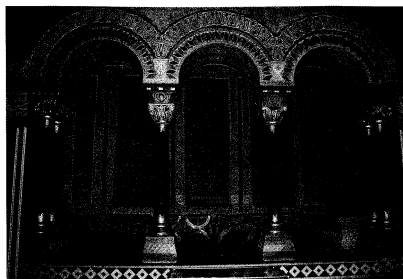
„Dich, teure Halle, grüß' ich wieder ...“ und „Freudig begrüßen wir die edle Halle ...“ wird im zweiten Akt des „Tannhäuser“ gesungen, und gemeint ist jene Halle in der Wartburg, in der sich Richard Wagners dramatisches (und Johann Nestroys dies parodierendes) Geschehen um den sündigen und danach reuigen Ritter und Minnesänger Tannhäuser abspielt. Ob der, so auch der Untertitel der Oper Wagners, „Sängerkrieg auf der Wartburg“ tatsächlich hier, und selbst, ob er überhaupt jemals stattgefunden hat, ist fraglich. In dem „Sängersaal“, so wie er sich heute dem Besucher darstellt, sicher nicht, denn der entstand in dieser Form, mit den romantischen, süßlichen Fresken Moritz von Schwinds, erst im 19. Jahrhundert.

## Zutiefst deutsches Erbe

Die Wartburg – die Herkunft des Namens ist ungeklärt – ist die größte und am besten erhaltene Burg Deutschlands und ist umrankt von Legenden und Erinnerungen, die in der deutschen Geschichte und Kulturgeschichte eine Rolle spielen, namentlich vier solche Ereignisse: der schon erwähnte Sängerkrieg und dann die darauf basierende Oper Wagners, der Aufenthalt Martin Luthers auf der Wartburg und schließlich das turbulente Wartburgfest 1517.

Die Wartburg, auf einem Felsrücken knapp 200 m über der Stadt Eisenach und dem Hørseltal gelegen, wurde vermutlich im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts erbaut und ist 1180 erstmals urkundlich erwähnt. Bauherren waren ein in den Wirren des Investiturstreits und der Konflikte der Reichsfürsten mit Kaiser Heinrich IV. hochgekommener, ursprünglich kleiner Graf namens Ludwig mit dem Barte († 1080) und dessen Sohn Ludwig der Springer oder der Salier († 1123), die im Windschatten der genannten politischen Erschütterung durch Erbschaft, Heirat oder – wie im Fall des Platzes, wo sie dann die Wartburg bauten – durch freche Usurpation ein ziemlich geschlossenes Herrschaftsgebiet errichteten. Es reichte von der Wartburg im Westen bis nach Naumburg an der Saale im Osten.

Ludwigs des Springers ältester Sohn, ebenfalls Ludwig mit Namen, wurde 1131 der erste Landgraf von Thüringen, also Reichsfürst und reichsunmittelbarer Landesherr, Stammvater der Landgrafen von Thüringen, die mit Richard Wagners „Hermann, Landgraf von Thüringen, tiefer Bass“ (historisch Hermann II.) 1241 im Mannesstamm ausstarben. Übrig blieb nur ein kinderloser Onkel, Heinrich Raspe, der 1247 starb und eine eher unglückliche Figur als Gegenkönig Kaiser Friedrichs II. machte, durch den aber die inzwischen prächtig ausgebaut Burg für einige Jahre sogar Königsresi-



Sängersaal im Palas der Wartburg. Sängergelände, eine Art Bühnenkulisse. Dekoration von Michael Welter 1857: An der teppichartig verzierten Rückwand sind Verse aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift wiedergegeben

denz wurde. Im Übrigen war sie schon seit der Zeit des genannten Ludwig I. landgräflicher Hauptsitz, und vor allem Landgraf Ludwig II. der Eiserne († 1172) gestaltete die Burg zu einem schon damals viel bewunderten Fürstenschloß aus. Der Enkel Ludwigs II., Landgraf Ludwig IV. der Heilige, war der Ehemann der heiligen Elisabeth, einer geborenen königlichen Prinzessin von Ungarn. Ludwigs einzige greifbare heilige Leistung bestand darin, dass er sich einem der windigsten Kreuzzüge anschloss, einem Kreuzzug, der nur aus dem Auslaufen der Schiffe aus Süditalien und deren fast sofortiger Umkehr bestand. Ludwig starb auf diesem „Kreuzzug“ 1227 in Otranto. Die heilige Elisabeth indessen verdient diese Bezeichnung wohl wirklich. Sie war, unter Fürsten ihrer Zeit eine Ausnahme, eine mildtätige Frau und hatte ein Herz für kleine Leute. Die bekannte Rosenlegende, die bald nach Elisabeths Tod entstand, spielt auf ihren Konflikt mit ihrem Schwager an, dem schon erwähnten Landgrafen und Gegenkönig Heinrich Raspe, der Elisabeth das Witwengut vorzuenthalten und ihre Mildtätigkeit (die er als Verschwendung betrachtete) zu hindern versuchte.

Auch nach dem endgültigen Erlöschen der so genannten „Ludowingsischen“ Dynastie mit Heinrich Raspe und dem Übergang der Landgrafschaft auf das Haus Wettin – bei dem die Herrschaft bis 1918 blieb – behielt die Wartburg ihre Bedeutung als Fürstensitz. 1317/18 brannte die Burg ab, wurde aber vom Landgrafen Friedrich dem Freidigen wieder aufgebaut und wohl sogar verschönert. Als gegen Ende des 14. Jahrhunderts durch die Vereinigung Thüringens mit dem Herrschaftsgebiet der Wettiner von Meißen, später Herzöge und Kurfürsten von Sachsen, das fürstliche Zentrum sich mehr in die Städte Thüringens (Gotha, Weimar usw.) verlagerte, verlor die Wartburg ihre Bedeutung, war nur noch Sitz eines Vogts und verfiel endlich, wenn auch offenbar nie zur Gänze. Als Aufenthaltsort Luthers, von dem noch zu reden sein wird,

in der Romantik und im historisierenden Bewusstsein des 19. Jahrhunderts als Denkmal deutscher Geschichte begriffen, wurde, ähnlich dem Kölner Dom, der Kaiserpfalz zu Goslar, dem Ulmer Münster im Sinn eben des Historismus, die Wartburg wieder aufgebaut, die Säle, die Elisabethkapelle mit den erwähnten Fresken geschmückt, die Lutherstube mit dem berühmten Tintenleck als Reliquie konserviert. Bauherr war ein ferner Nachkomme des Gründers der Burg, Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der Enkel von Goethes Herzog Karl August. Die Restaurierung der Burg zog sich von 1847 bis 1870 hin.

## Der Sängerkrieg und die Macht der Phantasie

Sängerkriege, so wie sie das Vorbild für Wagners Oper, das heißt deren zweiten Akt sind, hat es tatsächlich gegeben. Den auf der Wartburg wahrscheinlich nicht, jedenfalls nicht so, wie ihn Wagner schildert und sein Vorbild, der „Wartburgkrieg“. Das ist eine so genannte Spruchdichtung aus dem 13. Jahrhundert, wird dem (fiktiven) Minnesänger Heinrich von Ofterdingen zugeschrieben und steht unter anderem in der Großen Heidelberger (= Manessischen) Liederhandschrift. Geschichte und Überlieferung dieser Wartburgkrieg-Dichtung sind kompliziert, nicht ganz geklärt, Tatsachen und Legenden sind ineinander verwoben. Der älteste Teil der Dichtung sind das „Rätselspiel“ und „Aurons Pfennig“, um 1239 entstanden. Das „Rätselspiel“ schildert einen Rätselwettbewerb zwischen dem (historischen) Wolfram von Eschenbach und dem (legendären) ungarischen Zauberer Klingsor. Mit dem Klingsor der Artussage hat dieser Klingsor nur den Namen gemeinsam. Vermutlich wurde die Gestalt aus der anderen Sage sozusagen entlehnt. „Aurons Pfennig“ ist eine kritische Darstellung der verkommenen Geistlichkeit seiner Zeit.

Etwa zwanzig bis dreißig Jahre später kam zu dieser Spruchdichtung dann der dritte, für die Überlieferung und dann Richard Wagner wichtigste Teil hinzu: das „Fürstenlob“. Dies schildert einen wohl weitgehend erfundenen Sängerkrieg, verlegt ihn in die Zeit Landgraf Hermanns II. und auf die Wartburg. In der Spruchdichtung streiten sechs Minnesänger darum, wer das beste Fürstenlob auf einen würdigen Landes Herrn singen kann. Die Teilnehmer sind Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, der „Tugendhafte Schreiber“, Biterolf, Reinmar der Zweite und Wolfram von Eschenbach. (Wagner ersetzt in seinem Libretto den „Tugendhaften Schreiber“ durch seinen Titelhelden Tannhäuser.) Ofterdingen, so die Spruchdichtung, besingt das Lob des Herzogs von Österreich – nachdem, später, der „Sängerkrieg“ auf 1206 datiert wurde, müsste es sich um Leopold VI. den Glorreichen gehandelt haben – die ande-

ren Sänger aber das Lob des Landgrafen Hermann. Wie nicht anders zu erwarten, fiel das Votum der Zuhörer zugunsten Walthers, Wolframs usw. aus, aber dem unterlegenen Ofterdingen wurde es gestattet, den Zauberer Klingsor aus Ungarn herbeizurufen, der die Sache nochmals beurteilen soll, und das geht dann in das oben genannte „Rätsel-spiel“ über und der Sängerkrieg verläuft im Sande.

Heinrich von Ofterdingen ist, im Gegensatz zu den anderen genannten Minnesängern, eine erfundene Gestalt, für die es keine historische Grundlage gibt. Er taucht zum ersten Mal in eben der Sage vom Wartburgkrieg auf, wird aber schon bald danach für historisch gehalten – bis zu Novalis, dessen unvollendeter (etwas wirrer) Roman diesen Helden zur Titelfigur hat.

Der Tannhäuser jedoch ist historisch. Er war ein fahrender Ritter (in einer der Liederhandschriften ist er als Deutschordensritter abgebildet), er hat eine Zeit lang am berühmten Musenhof Herzog



Friedrichs II. von Österreich gelebt, einige Lieder von ihm sind erhalten, die einerseits auffallend erotisch geprägt sind, andererseits Bußliedcharakter haben. Dies mag der Kern für die Tannhäuser-Sage gewesen sein, die um 1430 auftauchte: das sündige Schwelgen im Venusberg und die nachfolgende Buße. Die Motive des Venusbergaufenthaltes und der Verlockung durch Venus (in deutscher Volkssagenüberlieferung: Frau Holle) sind älteres bretonisches Sagengut, das des wunderbarerweise gründenden Bischofsstabes des Papstes stammt aus



Luther übersetzt auf der Wartburg die Bibel, Ölgemälde von Paul Thumann, 1872

der Johannes-Chrysostomus-Legende. In den frühen Fassungen des Tannhäuser-Liedes geht die Geschichte anders aus als bei Wagner: Nachdem der Papst das Grünen seines Bischofsstabes bemerkt, lässt er Tannhäuser suchen, um ihm die Verzeihung zu verkünden, aber der Sänger ist inzwischen schon wieder zu Venus zurückgekehrt. Ein besseres Happyend?

Der Tannhäuser-Stoff hat schon vor Wagner mehrere Bearbeitungen gefunden, danach auch; als die bedeutendsten seien die Novelle Ludwig Tiecks „Der getreue Eckart und der Tannhäuser“ (1800) und E.T.A. Hoffmanns „Der Kampf der Sänger“ genannt. Wagners Oper hat nicht nur eine Parodie herausgefordert, die genialste ist ohne Zweifel die Nestroys: „Tannhäuser/ Zukunftssposse mit vergangenener Musik und gegenwärtigen Gruppierungen in drei Akten“ (1857). Wagner wandelte, wie man weiß, das Fürstenlob-Motiv dramatisch wirkungsvoll und in seinem Sinn sogar notwendig in einen Streit um das Wesen der Liebe um. Tannhäuser erfrecht sich zum Lob auf Venus und zu der Äußerung, dass alle anderen von der Liebe nichts verstehen, nur er, denn er weilt bei der Liebesgöttin selber – und löst damit den peripetischen Skandal aus. Auch bei Nestroy geht es ähnlich, nur reagiert der Landgraf hinter vorgehaltener Hand in nicht unrealistischer, vielleicht ehrlicher Weise:

„Im Venusberg vergaß er Ehr' und Pflicht?  
Und ich, der Landgraf, komm' zu so was nicht.“

### Luther und die Wartburg

Zu Zeiten Luthers war die Wartburg, wie erwähnt, nicht mehr die Residenz der Wettiner, die, getrennt in zwei Linien, nun Kurfürsten und Herzöge von Sachsen waren. Das Haupt der „ernestinischen“ oder Kurlinie war Friedrich III. der Weise (1463–1525, Kurfürst seit 1486), ein ungemein gelehrter und gebildeter Mann, der sein Land und zeitweilig

Blick in den westlichen Wehrgang, sog. Margarethengang, Verbindung zwischen Dirnitz und Ritterhaus mit Luther-Zimmer

Der Tannhäuser,  
Miniatur aus der  
Großen Heidelberger  
Liederhandschrift,  
Codex Manesse, 464 r



Herr Wolfram von  
Eschenbach, Codex  
Manesse 149 v

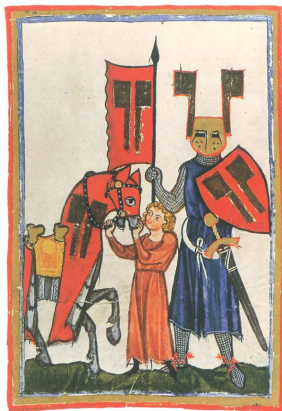
als Vorsitzender das „Reichsregiment“ (also in Abwesenheit des Kaisers sogar das Reich), soweit das überhaupt ging, mit Umsicht und – höchst selten bei den damaligen Fürsten – Sparsamkeit regierte. Die Wartburg war zu seiner Zeit nur noch, wie ebenfalls erwähnt, der Sitz von Vögten, diente nur ab und zu repräsentativen Zwecken.

Kurfürst Friedrich war der neuen Lehre als einer der ersten Fürsten zugeneigt, obwohl er sich nie öffentlich dazu bekannte. Ob er, wie es heißt, auf dem Totenbett das Abendmahl in lutherischer Weise in beiderlei Gestalt nahm, ist nicht sicher dokumentiert. Dass er innerlich von der Richtigkeit und Notwendigkeit der Reformation überzeugt war, ist aber sicher. Dabei muss man bedenken, dass in der Lebensspanne dieses hochachtbaren Fürsten, also bis 1525, noch gar nicht abzusehen war, was aus dieser Reformation werden sollte: eine von der römischen Kirche sich abspaltende Konfession oder eine Erneuerung der ganzen Kirche. Auch das Letztere wäre 1525 noch möglich gewesen.

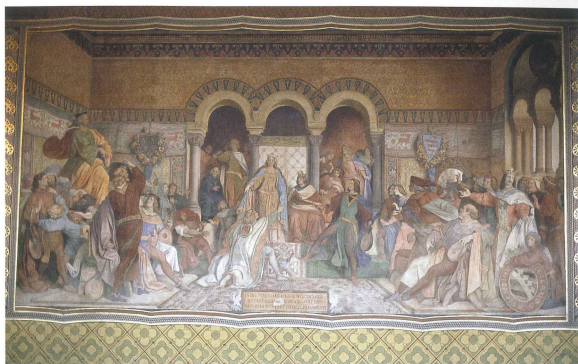
Kurfürst Friedrich, der übrigens die hohe Wertschätzung Kaiser Maximilians genoss, förderte zwar nicht die Ausbreitung der lutherischen Lehre in seinem Land, er behinderte sie aber auch nicht. (Zu fördern, hat man den Eindruck, brauchte man sie nicht. Der Sog war groß genug.) Eine der Taten Friedrichs war die Gründung der Universität Wittenberg, an die er u. a. Luther als Professor berief, 1508, also noch vor dem Thesenanschlag 1517.

1521, bereits mit dem päpstlichen Bann belegt, wurde Luther vor den Reichstag von Worms zitiert

und reiste, trotz Warnungen seiner Freunde, dorthin. Die Erinnerung an das, was Jan Hus hundert Jahre vorher auf dem Konzil von Konstanz geschah, nämlich dass Hus trotz kaiserlicher Zusicherung freien Geleites verbrannt wurde, war noch gegenwärtig. Am 2. April reiste Luther von Wittenberg ab, am 16. April kam er in Worms an, am 17. und 18. April stand Luther vor dem Gremium des Reichstages. Die Disputation führte, wie man weiß und wie nicht anders zu erwarten war, zu nichts. Aber immerhin wurde Luther nicht verhaftet. Am 26. April reiste er, ungehindert, ab. Aber Kurfürst Friedrich traute dem Frieden nicht. Zwar gab es „Pappenheimer“ erst hundert Jahre später, aber auch zu jener Zeit gab es solche, die genau zu kennen besser ist: die kannte Kurfürst Friedrich oder glaubte sie zu kennen. Ob er Recht hatte? Ob



es wirklich geplant war, Luther auf seiner Heimreise – zu beseitigen ... irgendwie? Kurfürst Friedrich wollte auf Nummer sicher gehen und lief am 4. Mai Luther von maskierten Leuten – es waren Reiter des Kurfürsten – überfallen und auf die Wartburg bringen: in Sicherheit. Luther legte dort seine Mönchskutte ab und zog zivile Kleider an. Es ist zu vermuten, dass außer dem kurfürstlichen Vogt niemand auf der Burg wusste, wer dieser „Junker Jörg (oder Georg)“ in Wirklichkeit war. Für die Inquisition und seine anderen Feinde war er wie vom Erdboden verschluckt. Luther nannte dieses Asyl in Anlehnung an den Aufenthaltsort des Evangelisten Johannes sein „Patmos“. Er schrieb



„Der Sängerkrieg“,  
Fresko von Moritz  
von Schwind im  
Sängersaal des Wart-  
burgpals, 1855

hier und veröffentlichte mehrere Flugschriften, unter anderem seine „Deutsche Postille“, vor allem aber begann er im Dezember das, was im gewissen Sinn der Kernbrennstoff der Reformation werden sollte: die Übersetzung des Neuen Testaments ins Deutsche, vollendete sie noch auf der Wartburg, die er nach knapp einem Jahr (am 1. März 1522) wieder verließ. (Die Übersetzung des Alten Testaments nahm er erst später in Angriff.)

Die bescheidene, holzgetäfelte Lutherstube im so genannten „Ritterhaus“ der Burg, dem ehemaligen Wohntrakt für die Burgwache, wird heute noch gezeigt. Der Tintenleck an der Wand, sagt man, werde jedes Jahr heimlich aufgefrischt. Es ist jener Tintenleck, der davon herrührt, dass Luther ein Tintenfass nach der Teufelerscheinung warf, die ihn von der Bibelübersetzung abhalten wollte. Wer's glaubt? Und war der Teufel im Sold des Papstes, der ja das größte Interesse daran hatte, dass die Bibel unübersetzt blieb? Wenn man so die Geschichte der Inquisition überblickt, hält man alles für möglich.

### Das Wartburgfest

Die Französische Revolution war, ist zumindest in der späteren Phase dazu entartet, auch eine nationale Angelegenheit. Es ist überhaupt die Frage, ob es vor der Französischen Revolution und namentlich vor Napoleon so etwas wie einen Nationalismus gegeben hat. (Dann wäre dessen Aufkommen dasjenige, was dem Korsen am allerwenigsten zu verzeihen ist.) Im später so genannten Ancien régime hatten Sprach- und Volksgrenzen keine politische Bedeutung. Grenzen waren dynastisch oder

sonstwie machthegeographisch bedingt. Allenfalls spielten seit der Reformation konfessionelle Gründe eine Rolle. Das änderte sich, als Frankreich seine Volksheere ausschwärmte ließ und die herkömmlichen Armeen durch Sonne und Mond jagte, und änderte sich erst recht, als Napoleon ganz Europa und womöglich Asien und Afrika französisch machen wollte. Das rief Reaktionen in



„Der Sängerkrieg“,  
Detail: Hintergrund  
rechts, in einer  
Mönchskutte das  
Portrait des Malers  
Wilhelm von Kaul-  
bach, ein entschiede-  
ner Protestant und  
Gegner des Malers  
Moritz von Schwind



Deutschland und auch in Italien hervor, und es trat die im Grunde zwangsläufige Parallelität des Nationalismus mit dem Liberalismus ein, denn man führte – mit einigem Recht – das Versagen der alten Mächte vor dem französischen Imperialismus auf das bisherige monarchisch-dynastisch-religiöse System zurück. Träger dieser Ideen waren so gut wie selbstverständlich die Intellektuellen, vor allem die jungen solchen, also die Studenten. (Das alles ist verkürzt und vereinfacht ausgedrückt, im Kern aber so wohl richtig. Wenn es auch klar ist, dass noch andere Kräfte, etwa die Gedanken der Romantik eine Rolle spielten, würde deren Ausbreitung hier doch zu weit führen.) Die herrschenden Mächte des Widerstandes gegen Napoleon bedienten sich, letzten Endes mit Erfolg, der national-liberalen Strömungen, wurden aber dann die Geister, die sie gerufen hatten, nicht mehr los, als sie, in völliger Verkenntung des geschichtlichen Gefalles, meinten, die Zustände des Ancien régime so ohne weiteres mit einem Federstrich wiederherstellen zu können. Der Nationalismus blieb (europaweit, siehe die griechische Freiheitsbewegung, das italienische Risorgimento) und blieb vor allem mit Liberalismus und Antiklerikalismus verbunden. Es ist nicht ohne historische Logik, dass selbst heute noch der an sich lobenswerte Liberalismus nicht selten nationalistisch – populistische Sumpflüthen auswirft.

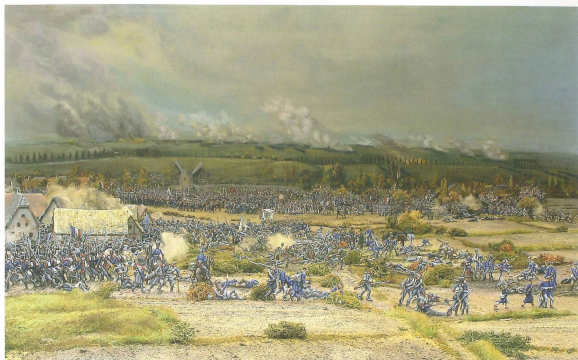
Eine Manifestation des neuen Liberalismus ist eng mit der Wartburg verbunden: das „Wartburgfest“ von 1817, das in seiner Intention und seinem Verlauf die zum Teil verwirrend scheinenden Geisteslinien der ersten Zeit nach dem Wiener Kongress deutlich aufzeigt.

Initiatoren des Wartburgfestes waren die in den Burschenschaften zusammengefassten Jenaer Studenten. Es sollte, sehr bezeichnend, gleichzeitig der dreihundertste Jahrestag der Reformation gefeiert werden, als deren Beginn damals wie heute der (legendäre) Thesenanschlag Luthers am 31. Oktober 1517 galt, gleichzeitig aber auch der Jahrestag der „Völkerschlacht“ bei Leipzig (man beachte den sozusagen offiziellen Titel, den diese Schlacht aufgesetzt bekam), die vom 16. bis 19. Oktober 1813 stattgefunden hatte. Die Wartburg als Asyl Luthers und überhaupt als romantische Reliquie deutscher Mittelaltersherrlichkeit, für die die Romantik ja zu schwärmen begann, erschien den Burschenschaftlern als der geeignetste Ort für die Feier.

So versammelten sich am 17. Oktober 1817 zweihundert Studenten von der Universität Jena und dreihundert von anderen Universitäten in Eisenach am Fuß der Wartburg, dabei waren auch vier Professoren. Es war, würde man heute sagen, eine angemeldete und genehmigte Demonstration, denn der Landesfürst (sowohl Jenas als auch Eisenachs), der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, hatte seine Einwilligung zu der Feier gegeben.

Es lohnt ein Blick auf die vier Professoren: Dietrich Georg (später von) Kieser (1779–1862) hatte als Freiwilliger und Feldarzt den Frankreichfeldzug 1814/15 mitgemacht, war seit 1812 Professor für Medizin (Pathologie) und Medizingeschichte in Jena, vertrat eine relativ fortschrittliche psychosomatische Anschauung der Krankheitsursachen; Christian Wilhelm Schweitzer (1781–1856), Jurist, seit 1810 Professor in Jena, später sachsen-weimarscher Staatsminister; die beiden hatten keine Schwierigkeiten nach dem Wartburgfest – als auch das Fest den Initiatoren aus dem Ruder gelaufen war. Anders die beiden anderen Professoren: Jakob Friedrich Fries (1773–1843), ein Schüler Fichtes, gleichzeitig mit Hegel 1805 zum Professor für Philosophie nach Jena berufen. Er war der Wortführer der Wartburgkundgebung, galt bald als Radikaler, weil er eine Verfassung und Reformen verlangte, geriet nach dem Wartburgfest sogar in den Verdacht der Verwicklung in den (politischen) Mordfall Kotzebue, wurde suspendiert und erst nach einigen Jahren, und auch dann nur für die wohl als weniger staatsgefährdend erachteten Fächer Physik und Mathematik wieder zugelassen.

Den vierten, Lorenz Oken (1779–1851), traf es am ärgsten, und das hatte seinen Grund schon vor den Ereignissen des Wartburgfestes. Oken stammte aus ganz kleinen Verhältnissen, arbeitete sich aus eigener Kraft hoch, studierte Medizin und Philosophie, wurde 1804 in Freiburg promoviert, habilitierte sich 1805 in Würzburg und wurde auf Betreiben Goethes 1807 Professor für Medizin in Jena. Goethe hat das bald bereut, denn schon bei seiner Antrittsvorlesung vertrat Oken eine Theorie über Wirbel und Schädel, die Goethes theoretischen Ansichten widersprach, und da war Goethe besonders empfindlich – auch starrsinnig, wie die Geschichte der „Farbenlehre“ zeigt, in der Goethe an seiner abwegigen Leugnung des Wellencharakters des Lichtes, den Newton längst erkannt hatte, festhielt, je mehr, desto klarer wurde, dass Newton Recht hatte. Was aber Oken betrifft, schütete er bei Goethe das Kraut mit der 1816 gegründeten Zeitschrift „Isis“ aus. Nicht nur, dass diese Zeitschrift eine Konkurrenz der Produkte des lebenslangen Zeitunggründers Goethe war, vertrat Oken mit seiner „Isis“ einen dezidiert liberalen Standpunkt. Er wählte als Motto „Alles muss zugelassen werden!“ und druckte Artikel, die anderswo von der Zensur verboten worden waren. Vom olympischen Geist im Sinn Goethes war in der „Isis“ nicht viel zu spüren, und so unternahm der, wie man weiß, politisch höchst konservative, damals in der Hinsicht schon leicht starrsinnig gewordene Goethe beim Großherzog einen Vorstoß, um die Zeitschrift verbieten zu lassen. Der Großherzog entschied aber, vorerst, anders, unter Berufung auf die von ihm selber, von Goethe argwöhnisch beäugte, im März 1816 garantierte Preßfreiheit.



Die Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1813. Östlicher Teil des Schlachtfeldes mit dem zentralen Kampf um Probstheida. Die Preußen starten eine Offensive gegen Probstheida. Am östlichen Dorfrand werden Teile der Dorfmauer energisch von noch verbleibenden französischen Einheiten verteidigt. Im Hintergrund sind Rheinbundtruppen auf dem Rückzug vor den Russen zu sehen.

„Isis“ blieb – aber nicht lang, denn es kamen die Ereignisse vom Oktober 1817.

Ein seltsamer und bestürzender Zug zeigt sich in Oken's Zeitschrift: der Antisemitismus, der, möchte man meinen, überhaupt nicht zu liberaler Gesinnung passt. Dennoch eignete diese geistige Perversion nicht nur Oken, sondern nicht selten dem deutschen Liberalismus insgesamt, und zwar kein religiös, sondern ein rassisch begründeter Antisemitismus, wie er sich in Andeutungen bei liberalromantischen Geistern wie E.T.A. Hoffmann und Robert Schumann zeigt, von Richard Wagner zu schweigen und von dem ohnedies überaus widerlichen „Turnvater“ Jahn.

Morgens um sechs Uhr versammelten sich die fünfhundert Studenten und die Professoren Fries, Kieser, Oken und Schweitzer auf dem Marktplatz, zogen zur Wartburg hinauf, sangen dort im Rittersaal den Choral Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“. Es wurden gemäßigte Reden gehalten, dann am Nachmittag herunter in Eisenach ein Festgottesdienst zelebriert. Am Abend wurde einer der seinerzeit beliebten Fackelzüge veranstaltet, und zwar nicht auf die Wartburg, sondern auf dem nahe gelegenen Watenberg, wo ein Siegesfeuer zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig entzündet und vaterländische Reden gehalten wurden. Ein Teil, den zeitgenössischen Berichten nach der größere, zog dann wieder ab, und einige von den Zurückbleibenden kamen auf die Idee, dem immer noch schwelenden Siegesfeuer neue Nahrung zu geben. Das gehörte, und das stimmte wohl nicht ins vorgesehene Programm. 28 Bücher – oder symbolhaft Zettel mit deren Titel – wurden ins Feuer geworfen, unter anderen solche von Kotzebue und von

Kamptz (das ist jener spätere preußische Polizeidektoretter und Justizminister, den E.T.A. Hoffmann im „Meister Floh“ als Knarrpanti karikierte, und der dann ein Verfahren gegen Hoffmann einleitete, das vielleicht an dessen frühem Tod mitschuldig war), weiters ein Exemplar des „Code Napoléon“, ein Korsett – als Symbol des Einengenden – ein Korporalsstock und ein Haarzopf, wie ihn die hessischen Soldaten noch tragen mussten. Es war ein großes Gaudium, und ganz trocken ging die Sache wohl auch nicht ab.

Danach kehrte das Fest in geordnete Bahnen zurück. Am 19. Oktober zogen die Studenten, soweit sie nicht schon abgereist waren, nochmals auf die Wartburg, redeten sich einmal öfter die Köpfe über Deutschlands Ruhm und Größe heiß, gingen aber dann in Eisenach brav zum Abschlussgottesdienst. Einige, ist zu vermuten, lagen von der Siegesfeier am Watenberg her noch mit Katzenjammer im Bett.

Das ganze Wartburgfest wäre heute vermutlich vergessen, wäre damals schon nach ein paar Wochen vergessen gewesen, wenn man es höheren Orts nicht wichtiger genommen hätte, als es war. Aber die Reaktion des neuen Ancien régime war übernervös. „(Ich)... lasse den garstigen Wartburger Feuertank verduunsten, den ganz Deutschland übel empfindet“, schrieb Goethe an Zelter zwei Monate danach, „indes er bei uns schon verdraucht wäre, wenn er nicht bei Nord-Ost-Wind wieder zurückschläge und uns zum zweitenmal beize.“ Diese Briefstelle zeigt einesteils Goethes politischen Konservatismus, der eigentlich schon eine Blindheit war, andernteils die Richtigkeit des eben Gesagten, dass nämlich der „Nord-Ost-Wind“ das

Feuer der Aufregung neu entfachte. Mit diesem Nord-Ost-Wind meinte Goethe die Reaktionen aus Berlin und Wien, die von Großherzog Karl August kategorisch eine Verfolgung der als Rädelsführer dieser staatsgefährdenden Aktion betrachteten Professoren Fries und Oken verlangten. Für Goethes olympische Weltvorstellung, in der Ordnung und Maß zu herrschen hatten, waren die Jenaer Professoren (wie er in einem anderen Brief noch zwei Jahre später schrieb) Leute, die „Gesinnungen, nicht Wissenschaft überlieferten, mit revolutionärem Geiste alles nivellierten“.

Großherzog Karl August ließ sich aber weder vom preußischen Minister Hardenberg noch vom österreichischen Staatskanzler Metternich beeindrucken, jedenfalls nicht sehr – er ließ zwar ein Verfahren gegen Fries und Oken einleiten, das aber zum Freispruch führte. Metternich bezeichnete daraufhin den Großherzog als „Altburschen“ (mit verächtlichem Bezug auf Burschenschaften).

### Der Mord an Kotzebue

Am Wartburgfest nahm auch ein Student der Theologie teil, ein schwärmerischer Patriot aus Wunsiedel, damals 22 Jahre alt, hatte sich schon als Neunzehnjähriger freiwillig zur bayrischen Armee gemeldet, war aber zu spät gekommen, um noch an Kämpfen teilzunehmen. Beim Wartburgfest tat er sich, so scheint es, nicht besonders hervor, er war nur eben einer der dreihundert Jenaischen Studenten. Sein Name: Karl Ludwig Sand.

Die übertriebenen Reaktionen Preußens und Österreichs auf das Wartburgfest regten den wohl schon ins Geistesranke hinüberschillernden jungen Mann derart auf, dass er – heimlich, ohne Mitwisser, was man später nicht glaubte – den Entschluss fasste, durch eine Tat ein Zeichen zu setzen. Es garte offenbar lang im Studenten Sand, denn erst eineinhalb Jahre später, am 7. März 1819, einem Dienstag, verließ er Jena, kam am Donnerstag, den 23. März in Mannheim an, ließ sich gegen fünf Uhr nachmittags beim russischen Generalkonsul, dem Staatsrat August von Kotzebue, melden, wurde auch arglos von diesem vorgelassen, redete wirr und schrie endlich: „Hier, du Verräter des Vaterlandes!“ und stach Kotzebue mit einem Dolch nieder. Kotzebue war sofort tot, Sand lief auf die Straße, versuchte mit demselben Dolch sich selber zu töten, es misslang, er wurde verhaftet, zum Tod verurteilt und hingerichtet.

Sands Tat wurde und wird gelegentlich immer noch kontrovers beurteilt, je nachdem auch, welche Meinung über Kotzebue vorherrscht. Sand hielt ihn für einen russischen Spion, und darin folgte ihm die deutschsprachige Literatur und Historiographie. Es stimmt sachlich nicht. Kotzebue war russischer Konsul und legte als solcher dem russischen Ministerium pflichtgemäß Berichte über

die politische Situation in Deutschland vor. Allerdings war Kotzebue daneben ein außerordentlich fruchtbarer und erfolgreicher Schriftsteller, auch Herausgeber von Zeitschriften und als solcher ein dezidiert Feind Napoleóns, was Sand eigentlich gefallen hätte müssen. Kotzebue schrieb auch eine „Geschichte des Deutschen Reiches“ (1814/15), die allerdings offenbar zu objektiv und den Burschenschaften nicht deutschstümmelnd genug war. Dieses Werk Kotzebues war es, das beim Wartburgfest verbrannt wurde. Am meisten erobste aber die Deutschnationalen Kotzebues „Litterarisches Wochenblatt“, in dem er die schon damals grotesken Auswüchse der Burschenschaftlerei satirisch aufs Korn nahm. In der Literaturgeschichte hängt Kotzebue immer noch das Verdikt Goethes nach, mit dem er übers Kreuz geriet, obwohl er sich – was im Sinn des Olympiers sein hätte müssen – über die Auswüchse der literarischen Romantik lustig machte, aber leider und sträflicherweise auch über Goethes zunehmend abgehobene Selbsteinschätzung. Ein gerechtes Urteil über den Wert von Kotzebues Literatur ist schwer zu fällen, weil seine Theaterstücke kaum je aufgeführt werden, seine sonstigen Werke nicht ohne weiteres greifbar sind. Sein 1801 erschienener autobiographischer Roman „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ ist unterhaltend und absolut noch mit Gewinn lesbar, sein Einakter „Die Verwandten“ eine geistreiche und gar nicht harmlose Komödie. Der Verdacht, dass Goethes Missgunst gegenüber Kotzebue, der, alles in allem, sicher kein ganz Großer der deutschen Literatur ist, sich auch daraus erklären lässt, dass Kotzebues Stücke seinerzeit ungleich öfter aufgeführt wurden als die Goethes, dieser Verdacht ist, fürchte ich, nicht ganz von der Hand zu weisen.

### Die politischen Konsequenzen

Der Mord an Kotzebue, der sofort im Zusammenhang mit dem Wartburgfest gesehen wurde, rief die heftigsten politischen Reaktionen hervor, führte letzten Endes zu den verhängnisvollen „Karlsbader Beschlüssen“, die die Friedhofsruhe im (nun schon ehemaligen) Reich wiederherstellen sollten. Nun musste auch Großherzog Karl August seinen Tribut an die Reaktion zahlen. Er ließ – nach Goethes Gutachten – Lorenz Oken's „Isis“ verbieten, Oken musste seine Professur aufgeben. Er ließ die „Isis“ dann in Leipzig erscheinen, führte gezwungenermaßen ein Wanderleben und wurde schließlich als Professor an der neugegründeten Universität in Zürich sesshaft. 1836 promovierte ein junger Mann bei ihm: Georg Büchner.

War es eine Trotzreaktion, dass Karl August nach den reaktionären „Karlsbader Beschlüssen“ daranging, ausgerechnet diese mit der ominösen Erinnerung behaftete Wartburg wieder aufzubauen und renovieren zu lassen? Um Metternich zu ärgern?

# Kachelöfen und Ofenplatten von Schloß Feldegg

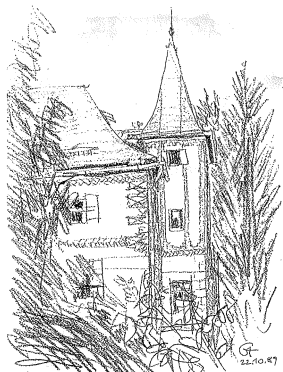
Rosemarie Franz

In dem romantischen Schloßchen Feldegg, gelegen im Hausruckviertel in Oberösterreich, das bis zum Tode dem bekannten Kachelofenforscher Karl Alfred Walcher Ritter von Molthein († 13. 12. 1928) gehörte, befindet sich noch eine Reihe interessanter Kachelöfen und eiserner Ofenplatten.

Walcher von Molthein (1867–1928) gilt als bester Kenner der Hafnerkeramik, die vom 15. bis 17. Jahrhundert in den deutschsprachigen Ländern eine unerhörte Blüte erlebt. Er stammte aus einer alten österreichischen Sammlerfamilie. Schon sein Urgroßvater k. u. k. Hofrat Leopold Welzl von Wellenheim (1773–1848) war ein bahnbrechender Numismatiker. Auch Walchers Vater k. u. k. Hofrat Leopold Walcher Ritter von Molthein sammelte ne-



Karl Alfred Walcher  
Ritter von Molthein



Daneben war er unermüdlich als Autor tätig, publizierte zahlreiche Arbeiten zur Geschichte des Kunstgewerbes, besonders der Hafnerkeramik, vor allem in der Zeitschrift „Kunst und Kunsthandwerk“, herausgegeben vom k. u. k. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie – heute: Museum für angewandte Kunst. Grundlegend für weitere Forschungen ist sein Buch über die bunte Hafnerkeramik der Renaissance in Österreich ob der Enns und Salzburg, 1906 in Wien in 300 nummerierten Exemplaren gedruckt. Ein Jahr vor seinem Tode wurde er Herausgeber der Zeitschrift „Altes Kunsthandwerk, Beiträge zur Kunst und Geschichte der Vergangenheit“.

Schloß Feldegg,  
Zeichnung von Georg  
Hanreich

ben Kunstgewerbe griechische Münzen. Beide schenkten ihre Sammlungen dem Kaiserhaus.

Alfred Walcher von Molthein war bis 1905 Berufssoldat, daneben Kunsthistoriker und ebenfalls Sammler. Ab 1906 betreute er als Kustos die Kunstsammlungen des Hans Graf Wilczek und kaufte für ihn die Einrichtung der Burg Kreuzenstein bei Klosterneuburg und überwachte die Aufstellung.

Mit der Erwerbung des Schloßchens Feldegg 1917 konnte sich Walcher einen Wunschraum erfüllen. Er renovierte das desolote Schloß mit erheblichem finanziellen Aufwand, über den eine handschriftlich von ihm geschriebene Chronik Auskunft gibt. Auch die Erwerbung der Kachelöfen ist genau dokumentiert.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Georg Hanreich: Die Baugeschichte von Schloß Feldegg in alten und neuen Bildern, Insg. v. Klub Austria Superior Edition, Feldegg 2003



Salzburger Model, Kassettendeckenmuster mit Rankenleiste, zu nebenstehendem Ofen gehörig

Grün glasierter Kachelofen mit trommelförmigem Aufsatz, 2. Hälfte 16. Jahrhundert, Salzburg

### Ofen mit „Tapetenmuster“

Wenn man das Schloß betritt, kommt man linker Hand in den gewölbten Speisesaal mit einem grün und gelb glasierten Renaissancekachelofen auf Sandsteinfüßen, der wohl mit dem 1919 gesetzten „grünen Wolkensteinofen mit gelben Gesimsen“ oder dem „grüngelben Ofen aus Tramin in Tirol“ identisch ist.<sup>2)</sup> Er wird wie alle Öfen bis ins späte 18. Jahrhundert hinein von außen – diesfalls von dem nebenan liegenden Kachelofen – beheizt, weshalb der Unterbau an einer Seite mit der Wand verbunden ist. Über dem quaderförmigen Unterbau erhebt sich ein über quadratischem Grundriss errichteter Oberbau, der seit 1966/67 vom Hafnermeister Josef Dopf neu aufgesetzt wurde.

Der Ofen gehört zur Gruppe der so genannten „Tapetenöfen“, die ihre Entstehung dem Bestreben verdanken, den Ofen in die damals mit geprägten Ledertapeten und Textilien ausgekleideten Wohnräume zu integrieren. Dazu kam eine Vorliebe für Mauresken (Flächenornamente aus der islamischen Kunst) und Arabesken (rankenförmige Verzierungen) in der Ornamentik der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Typisch sind die grün glasierten Seitenflächen des Ofens mit den kachelübergreifenden Mustern aus Band- und Rankenwerk, durch die der Ofenkörper zu einer Einheit zusammengefasst wird. Die gleichen Muster finden sich bei den zeitgenössischen Ledertapeten, die der Ofengruppe ihren Namen gaben. Die grün glasierten Ornamentkacheln sind in Salzburg und Oberösterreich weit verbreitet. Model für ähnliche Kacheln kamen in einem Salzburger Hafnerhaus im Jahre 1974 zum Vorschein, wo sie in einem Mauerverband eingefügt die Jahrhunderte überdauert hatten. In diesem alten Hafnerhaus in der Steingasse 67 arbeitete 200 Jahre lang die Hafnerfamilie Strobl, aus deren Besitz die Model sicher stammen.<sup>3)</sup>

<sup>2)</sup> Hanreich, a.a.O., S. 41  
<sup>3)</sup> Alte Salzburger Hafnerkunst I, Salzburg 1975

Ober- und Unterbau des Ofens sind mit gelb glasierten verzierten Simskacheln eingefasst, die ebenso Beziehungen zur Salzburger Strobblwerkstatt erkennen lassen, wie auch die gelb glasierten Eckkacheln mit Masken im Rankenwerk an den Ofenkanten, die die grünen Flächen begrenzen. Unter dem mit Akanthusblatt belegten auskragenden Pro-



fil, das den oberen Abschluss des Ofens bildet, sind geflügelte Engelsköpfe angebracht, ebenso wie auf den gelb glasierten Kacheln darunter, wo sich unter den etwas größeren Engelsköpfen noch Gehänge von Girlanden befinden. Auch diese Kacheln weisen – was die Entstehung der Kachelmodel angeht – nach Salzburg. Die Ausformung der Kacheln, besonders der gelb glasierten, ist aber unscharf und etwas flau. Es ist daher anzunehmen, dass ein oberösterreichischer Hafner, der im Besitz der in Salzburg gefertigten Kachelmodel war, den Ofen hergestellt hat. Die Salzburger Model wurden bis in die Steiermark und in die Schweiz gehandelt bzw. gelangten mit wandernden Hafnergesellen dorthin. In Oberösterreich sind sie wegen der Nähe zu Salzburg natürlich besonders weit verbreitet. Der Ofen ist ins dritte Viertel des 16. Jahrhunderts zu datieren und damit zeitgleich mit der Errichtung des Schlosses, wie auch Walcher in seiner Geschichte von Feldegg hervorhebt.

### Der Haller-Ofen mit Kassettendeckenmuster

Ebenfalls aus der Erbauungszeit des Schlosses stammt der weiß, grün, gelb und blau glasierte so genannte „Haller“-Ofen, der 1918 gesetzt wurde





Querleistenkachel  
bunte Ausfertigung  
von Ernst Langthaler

und bis 1988 in der Sala terrena, rechts vom Eingang, aufgestellt war. Er gehört gleichfalls in die Gruppe der Öfen mit einem Tapetenmuster, das in diesem Fall an Kassettendecken erinnert. Die länglichen, sechseckigen Felder, deren je zwei senkrechte weiße und waagrecht blaue, durch eine dünne grüne Bordüre umfasst, kreuzförmig mit



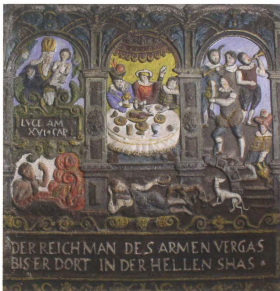
den Spitzen in der Mitte jeder Kachel aneinander stoßen, sind mit einem Waffelmuster verziert. An die Längsseiten der Felder schließen je Kachel vier gelb glasierte quadratische Flächen, die eine Rosette dekoriert. Mit je zwei halben sechseckigen Feldern in Weiß setzt sich das Muster seitlich, mit zwei halben in Blau nach oben und unten fort. Durch das die einzelne Kachel übergreifende unendlich wiederholbare Muster wird der Ofenkörper zu einer Fläche zusammengeschlossen, in der der einzelnen Kachel für sich keine besondere Bedeutung mehr zukommt. Dieser Effekt wird noch dadurch betont, dass die Eckkacheln in dieses Muster voll eingebunden sind. Nur über die Ecke selbst fasst ein Viertelstab mit 2,5 Zentimeter Radius die Flächen ein. Dieser ist mit schräg verlaufenden Bändern, wechselweise in Weiß mit senkrechtem Stäbchenmuster dekoriert. Die Model für diese Kacheln fanden sich gleichfalls 1974 im Hafnerhaus der Familie Strobl in Salzburg, allerdings in etwas größerer Ausführung.<sup>5)</sup>

Aus den gleichen Kacheln ist ein grün glasierter Ofen in Linzer Privatbesitz errichtet, der allerdings einen zylindrischen Aufbau besitzt und mit anderen Kacheln aus der Stroblwerkstatt kombiniert ist.<sup>6)</sup> Er ist sicher ebenso wenig wie der schöne bunt glasierte Ofen von Feldegg in Salzburg entstanden, sondern ein oberösterreichischer Hafner hat die in Salzburg hergestellten Model benutzt.

Hallerofenplatte

### Der Madonnenofen

Im ersten Stock des Schlosses befand sich bis zur Auswechslung des tragenden Unterzuges im Jahre 1986 im nordöstlichen Raum der laut Walcher<sup>7)</sup> aus Schörfling stammende „Madonnenofen“. Er zeigt auf seinen grün glasierten nahezu quadratischen Kacheln (25 x 26,5 cm) die Madonna mit dem Jesuskinde am linken Arm. Sie steht auf der von Wolken umgebenen Mondsichel und trägt eine Krone und ein Zepter. Seitlich sind zwei aus Blätterherzen entspringende Pflanzen mit Blättern und Blüten angeordnet. Darunter befindet sich ein mit



Ofenplatte „Reicher Mann – armer Mann“

Rosetten und Blütengirlande geschmückter Sockel. Der Ofen stand auf einem etwa 50 Zentimeter hohen gemauerten Sockel, in den die Aschenöffnung integriert war. Im Gegensatz zur ursprünglichen Anordnung war die Heizöffnung in dem rechteckig-

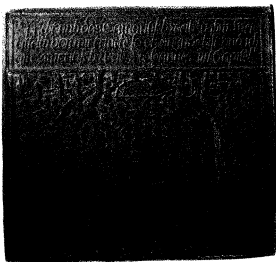
<sup>5)</sup> ebenda, Abb. 8 und 12

<sup>6)</sup> Alte Salzburger Hafnerkunst II, Salzburg 1979, Abb. 2 a.

<sup>7)</sup> Alfred Walcher von Molthein, Burgen und Schlösser in Oberösterreich, in: Heimatgaue 1925, 6. Jg., Heft 3 u. 4, S. 190-198

gen Unterteil aus drei Kachelreihen untergebracht. Diese saß auf einem kräftigen mit Akanthus geschmückten Basisprofil auf, maß etwa 100 x 125 Zentimeter und wurde mit einem ca. 15 Zentimeter hohen liegenden Gesimse abgeschlossen. Darüber

Ofenplatte „Barnherzige Samariterin“



erhob sich über einem rechteckigen Grundriss, etwas zurückgesetzt und mit Abstand von der Rückwand, ein aus zwei Kachelreihen aufgeführter Oberteil, bekrönt von einem breiten Gesimse.

### Öfen aus dem 18. und 19. Jahrhundert

Das südseitige Wohnzimmer im ersten Stock wird von einem 2,7 Meter hohen, graphitierten, reich gegliederten Säulenofen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts beherrscht, der von einer Vase bekrönt ist. Er wird vom Gang aus beheizt und enthält im Inneren keine Rauchzüge, wohl aber einen von der Heizöffnung separierten Rauchabzug. Walcher<sup>7)</sup> ordnet ihn den Oberzeller Schwarzhafnern zu, was durch ähnliche Objekte, allerdings von geringerer Dimension, im dortigen Museum bestätigt wird. Die reichen Graphitvorkommen nördlich der Donau haben zur Entwicklung dieser Schwarzhafnerei geführt.

Auch im Arbeitsraum im ersten Stock und dem nordwestlich angrenzenden Gästezimmer befindet sich ein durch die Wand reichender Kachelofen, der erst um 1990 vom Schloßeigentümer Georg Hanreich selbst teilweise mit alten Kacheln aufgemauert wurde. Im gemauerten Unterbau auf der Gästezimmerseite ist eine eiserne Ofenplatte eingelassen, die die Datierung 1804 trägt. Sie zeigt den heiligen Georg im Kampf mit dem Drachen umrandet von Rankendekor. Darüber ist ein braun glasierter Oberteil aufgesetzt, dessen Kacheln mit einem groben Waffelmuster versehen sind. Die Eckkacheln zeigen Lisenen und eine gewundene Säule. Sie stammen vom Ende des 19., Anfang des

20. Jahrhunderts und fanden sich auf dem Dachboden des Wirtschaftsgebäudes.

Der Ofen im Arbeitszimmer besteht aus unglasierten Kacheln (Rückwandkacheln) auf einem 55 Zentimeter hohen gemauerten Sockel mit einer Nische für das Feuerholz. Der einen Meter hohe Unterteil und der zurückgesetzte Oberteil sind jeweils mit einem Gesimse aus Mauerziegeln abgedeckt. Die Besonderheit dieses Ofens liegt in seiner technischen Ausstattung mit einer Nachbrennkammer, die vom eigentlichen Feuerraum durch eine perforierte Schamotteplatte abgetrennt ist. Den durch die Perforationen strömenden Rauchgasen wird hinter der Schamotteplatte aus dem Aschenraum neuerlich Frischluft zugeführt, was eine nahezu vollständige Verbrennung mit geringstem Schadstoffausstoß bewirkt und die Heizleistung deutlich erhöht.

Im südlichen Schlafzimmer im zweiten Stock stand bis etwa 1992 auf Eisenfüßen ein weiß glasierter josephinischer Rundofen mit geschwungenen Kanneluren (senkrechte Rillen am Säulenschaft) und dekorativem Zopfgirlandendekor, der von einer Vase gekrönt war. Er ist nun am Dachboden gelagert.

Heute wieder besonders geschätzt ist der in warmem Braun glasierte, mit einem Herd kombinierte Kachelofen mit einem großen Backrohr und einem integrierten Wasserschaff in der Küche. Er wurde schon als Wärmequelle für den Ofen im Speisezimmer erwähnt und ist 1965 vom Hafnermeister Dopf aufgesetzt worden. Die Kacheln stammen aus dem Besitz von Pauline Hanreich-Ludwig auf Schloß Walchen und sind wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden. Seine harmonische Proportion erhält der Ofen durch die senkrechte Kannelierung seiner Kacheln und das breit ausladende Gesimse über den vier Kachelreihen.

### Eiserne Ofenplatten aus dem 16. Jahrhundert

Sehr interessant sind zwei im Erdgeschoss eingebaute Ofenplatten aus dem 16. Jahrhundert. Die unbemalte ist im Eingangsraum links in die Wand eingelassen und zeigt Christus und die Samariterin am Jakobsbrunnen. Über der Darstellung ist eine erläuternde Inschrift angebracht: „Spricht nuh das Samaritisch weib zu ihm weil nichtu von mir trincke so du ein Jude bist und ich ein samaritisch Weib.“ (Johannes 3). Wie es im Bibeltext steht, ist Christus links müde am Brunnen dargestellt. Er bitet die sich von rechts nähernde, reich gekleidete Samariterin um Wasser, was sie ihm verweigert. Es entspinnt sich ein Disput über das irdische und das lebendige himmlische Wasser und Christus gibt sich als der erwartete Messias zu erkennen und

<sup>7)</sup> ebenda

überzeugt schließlich die Samariterin. Beherrschend im Bildmittelgrund ist der Brunnen angeordnet mit einer reich verzierten Überdachung. Im Hintergrund sieht man die vieltürmige Stadt Samaria, aus der die Bewohner – rechts oben zu sehen – sich zum Jakobsbrunnen aufmachen, um Christus zu hören. Die kleinteilige Fantasiearchitektur im Hintergrund und die Bäume und Büsche, die aus kugelförmigen Gebilden zusammengesetzt sind, sowie ein gewisser *horror vacui* – es gibt keine freie Fläche auf der Bildplatte – weisen auf den Darstellungsstil des berühmten Modellschneiders Philipp Soldan vom Frankenberg (um 1500–1569) hin, der die Blüte des hessischen Ofengusses in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begründet. Ob die Platte aus der berühmten Hütte von Haina stammt, für die Philipp Soldan vor allem arbeitet, oder ob es sich um die Nachformung einer anderen Hütte handelt, ist fraglich. Die gusseisernen Ofenplatten mit biblischen Darstellungen, begleitet von einer erläuternden Inschrift und der Angabe der Bibelstelle, verdanken ihre Entstehung der intensiven Beschäftigung mit der Bibel im Gefolge der Reformation.

Zu dieser Gruppe von Ofenplatten gehört auch die zweite, im Speisezimmer von Schloß Feldegg eingemauerte Platte, die leider durch eine farbige Bemalung entstellt ist, mit Lazarus und dem reichen Prasser. Sie illustriert eine Begebenheit aus dem Lukasevangelium, die links auf einem mit Rollwerk eingefassten Schild angegeben ist: „LUCE AM XVIIII. CAP“. Der 19. bis 25. Vers lautet dort: „19. Es war einmal ein reicher Mann, der sich in Purpur und feines Leinen kleidete, Tag für Tag herrlich und in Freuden lebte. 20. Vor der Tür des Reichen aber lag ein armer Mann namens Lazarus, dessen Leib voller Geschwüre war. 21. Er hätte gern seinen Hunger mit dem gestillt, was vom Tisch des Reichen herunterfiel. Statt dessen kamen die Hunde und leckten an seinen Geschwüren. 22. Als nun der Arme starb, wurde er von den Engeln in Abrahams Schoß getragen. Auch der Reiche starb und wurde begraben. 23. In der Unterwelt, wo er qualvolle Schmerzen litt, blickte er auf und sah von weitem Abraham und Lazarus in seinem Schoß. 24. Da rief er: Vater Abraham, hab Erbarmen mit mir, und schicke Lazarus zu mir; er soll wenigstens die Spitze seiner Finger in Wasser tauchen und mir die Zunge kühlen, denn ich leide große Qualen in diesem Feuer. 25. Abraham erwiderte: Mein Kind, denk daran, dass du schon zu Lebzeiten deinen Anteil am Guten erhalten hast, Lazarus aber nur Schlechtes. Jetzt wird er dafür getröstet, aber du mußt leiden.“

Der Künstler bemühte sich, die Bibelstelle genau zu illustrieren. Das Geschehen ist in eine reich gegliederte dreiteilige Rundbogenarchitektur eingeordnet, die im oberen Teil das Bemühen zeigt, perspektivisch verkürzte gewölbte Decken wiederzu-



Historische Aufnahme eines Interieurs in Schloß Feldegg mit Empireofen

geben. Im mittleren Bogen sieht man den reichen Mann an einem üppig gedeckten Tisch mit einer Frau und einem Mann speisen. Vor ihnen liegt Lazarus mit einer Bettelschüssel auf dem Boden und begehrt Brosamen von des Reichen Tisch. Unter dem rechten Bogen sorgen Musikanten für die Tafelmusik. Darunter führt eine Treppe in einen Keller hinab, aus dem gerade ein Diener mit einem Krug Wein heraufsteigt. Unter der Treppengewölbung hat ein Hund seinen Platz, der Lazarus die Schwären geleckt hat. Unter dem linken Bogen ist Lazarus im Schoße Abrahams, der allerdings eine Krone wie Gottvater trägt, wiedergegeben. Darunter, durch die schon erwähnte Inschrift getrennt, sieht man den Reichen mit den Höllenflammen wie er Abraham bittet, dass er ihm Lazarus sende, damit er ihm die Zunge kühle.

Zur Erläuterung der Darstellung ist darunter ein von Rollwerk umgebenes Schild angebracht, dessen Inschrift „Der reich Mann des Armen vergas bis er dort in der Hellen shas“ lautet. Der entwerfende Künstler war sicher ein Anhänger der Reformation und des lutherischen Glaubens, der es als seine Aufgabe ansah, die Lehren und Gleichnisse der Bibel auch den nicht schriftkundigen einfachen Menschen in bildlicher Wiedergabe nahe zu bringen. Die gusseisene Bildplatte schmückte ursprünglich einen im dritten Viertel des 16. Jahrhunderts entstandenen Eisenofen. Stilistisch unterscheidet sie sich grundsätzlich von den Ofenplatten der hessischen und anderer mitteldeutscher Hütten. Der entwerfende Künstler und die ausführende Gießhütte sind in Salzburg oder in Oberösterreich zu vermuten, wo die Reformation viele Anhänger hatte.

### Fazit

So geben die Öfen in Schloß Feldegg interessante Einblicke in die Ofenkunst vom 16. bis ins 20. Jahrhundert und zeigen, wie verschieden man in dieser Zeit den heute wieder so beliebten Ofen gestaltet hat.

# Kachelöfen in Südtirol

Links:  
Bozen, Merkantil-  
gebäude, Kanzler-  
zimmer

Rechts:  
Deutschordens-  
kommende,  
Lengmoos am Ritten,  
Reiterofen - Anfang  
18. Jh.



Links:  
Bischöfliche Burg  
Brixen, Empireofen

Rechts:  
Ansitz Hirschsprunn,  
Margreid, bunt-  
farbiger Relieföfen,  
1681





Links:  
Haus Wassermann,  
Museum, Niederdorf,  
Barockofen mit  
Wappen der Kurz,  
Recordin, Mellau  
1715

Rechts:  
Ansitz Heufler,  
Oberrasen, Herren-  
stube, Renaissance-  
ofen mit Damast-  
musterung

Kloster Muri-Gries, Bozen, Prälatenzimmer,  
Renaissanceofen aus der Zeit nach 1600



Prissian, Wehrburg, Schloßhotel, Kachelofen vermutlich aus  
der Biedermeierzeit

Seinen Ruhestand nutzt der am Ritten lebende Germano Zampieri. Bisher hat er über 200 historische Kachelöfen in Südtirol aufgenommen. Einige aus seinem Album stellen wir hier vor. Möglichst sämtliche sehenswerten Öfen im Lande sollen erfasst werden.





# Der Mülinenbecher im Historischen Museum Bern

Magdalena Hörmann-Weingartner

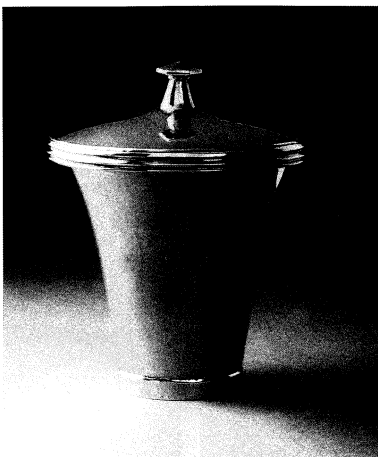
Deckelbecher mit Wappen Mülinen und Österreich

Das Historische Museum Bern verwahrt einen silbervergoldeten Deckelbecher, der im Fuß und im Deckel innen die emaillierten Wappen Mülinen und den österreichischen Bindenschild zeigt und als Leihgabe der Familie der Grafen Mülinen seit langem im Museum ist.<sup>1)</sup> Die geplante Einrichtung eines Mülinenraumes im Historischen Museum, der die Geschichte dieses bedeutenden Schweizer Geschlechtes dokumentieren wird, gab Anlass, sich wieder mit dem kostbaren Stück zu befassen und seine historische und

kunsthistorische Positionierung herauszuarbeiten. Die kleine Wissenschaftsgeschichte des Stückes beginnt mit der, soweit feststellbar, erstmals von Heinrich Kohlhaussen gemachten Einführung als „deutsche Goldschmiedearbeit um 1410“ mit der Vermutung, es könnte sich bei dem Becher wegen der besonderen Wappenkonstellation um ein Geschenk des Tiroler Herzogs Friedrich IV. (1382–1439) an seinen treuen Gefolgsmann, den aus dem Aargau stammenden Hans Wilhelm von

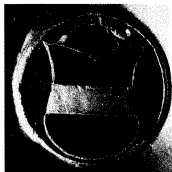
Mülinen handeln (1388–1449)<sup>2)</sup>: Tatsächlich hat zwischen dem Herzog Friedrich und Mülinen eine enge Verbindung bestanden, die durch zahlreiche Zeugnisse belegt ist und ihren Höhepunkt zweifellos in der gemeinsamen Flucht vom Konzil von Konstanz hatte, wo der Herzog wegen seiner Parteinahme für den (abgesetzten) Papst Johannes XXIII. geächtet worden war und sich in der Folge in Tirol mit Mülinens tatkräftiger Hilfe verborgen halten musste. Mülinen ist auch die ganze weitere Regie-

ungszeit des Herzogs an seiner Seite in wichtigen Positionen zu finden, er erscheint als Rat des Herzogs am Landtag 1420 und ebenso auf dem eigentlichen ersten großen Landtag 1423. 1433 nimmt er an einer Gesandtschaftsreise nach Basel zu Kaiser Sigismund teil und vertritt 1434/35 den Herzog in Regierungsgeschäften. 1435 gab ihm der Herzog die Burg Berneck im Nordtiroler Kaunertal zu Lehen, für die er einen großzügigen Umbau durchführte, schon 1421 war



Links: Emailliertes Wappen österreichisches Bindenschild, Deckelinnenseite des Bechers

Rechts: Emailliertes Wappen Mülinen, Fußinnenseite des Bechers



<sup>1)</sup> Bernisches Historisches Museum, Inv.-Nr. 26138: Höhe mit Deckel 18,4 cm, Durchmesser 13,4 cm; Katalog Von Krieg und Frieden, Bern 2003, Nr. 4

<sup>2)</sup> Heinrich Kohlhaussen, Geschichte des dt. Kunsthandwerks, München 1955, S. 234; Magdalena Hörmann, Berneck, in: Tiroler Burgenbuch Bd. VII, Bozen 1986, S. 60–63

ihm vom Herzog kurzfristig die Burg Selva (bei Leviso/Valsugana) und später die Brunnenburg bei Meran verliehen worden. Da sich auch ein 1427 abgeschlossener Bruderbund zwischen dem Herzog und Müllinen erhalten hat und außerdem als zentrales bildliches Zeugnis das berühmte Motivbild in der Basilika in Wilten bei Innsbruck vorhanden ist, das die beiden Freunde im Schutz der Gottesmutter zeigt, war es nahe liegend, dass auch der Berner Becher mit seinen beiden Wappen dieser engen Verbindung zugeordnet wurde.

Ausführlicher befasste sich in diesem Sinn dann Erich Egg in seinem Aufsatz „Adeliges Trinkgeschirr in Tirol“ 1959 mit dem Becher, wobei er eine Herstellung in einer Tiroler Goldschmiedewerkstatt für möglich hielt und eine Zuschreibung an den in gleichzeitigen Rechnungen des Innsbrucker Hofes genannten Goldschmied Meister Hans (erwähnt 1394-1441) vornahm; eine Datierung um 1418, also kurz nach dem Konstanzer Abenteuer und der Wiedereinsetzung des Herzogs als Tiroler Landesfürst, erschien ihm am wahrscheinlichsten.<sup>7)</sup> Auch Carl Henmarck nahm den Becher in sein Standardwerk über die Kunst der europäischen Gold- und Silberschmiede auf, bezeichnete ihn als deutsche Arbeit um 1410, erwähnte seine einfache Grundform und stellte ihm ein ähnliches Gefäß, allerdings ohne Deckel, im Stadtmuseum München an die Seite.<sup>8)</sup> In Johann M. Fritz' Standardwerk über die deutsche Goldschmiedekunst der Gotik ist der Becher, Erich Egg folgend, als Innsbrucker (?) Arbeit um 1418 geführt und als „eines der nobelsten Trinkgefäße, die sich aus der Zeit des Weichen Stils erhalten haben“ bezeichnet.<sup>9)</sup> In einem Brief an die Verfasserin ließ Fritz allerdings die Möglichkeit einer früheren Datierung offen und verwies auf die geringe Zahl erhaltener Arbeiten, so dass historischen Nachrichten ein besonderes Gewicht zukäme. Solche historischen Daten, die den genannten Autoren noch unbekannt waren, sind nun tatsächlich vorhanden, sie wurden bereits in meinem Beitrag über die Burg Berneck im Tiroler Burgenbuch Band VIII angesprochen<sup>10)</sup> und sollen in der Folge noch einmal ausführlicher dargelegt werden, um, wie wir glauben, den Becher in einen anderen, aber ebenso interessanten Konnex zu stellen.

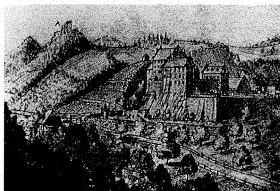
Er hängt mit der von Josef von Hormayr überlieferten Nachricht zusammen, wonach in Besitz der Familie Müllinen der Hochzeitsbecher verwahrt werde, den der österreichische Herzog Leopold III. seinem Freund Albrecht von Müllinen anlässlich

dessen Vermählung geschenkt habe. Der Text Hormayrs, veröffentlicht im Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1821<sup>11)</sup> lautet im Original: „... Ritter Albrecht war der vertraute Freund des Herzogs Leo-

Wappen Herzog Leopolds III. mit den Wappen der bei Sempach gefallenen Ritter, Ausschnitt ohne umrandete Wappen, Gouache aus Mathias Burglechners Des Tirolischen Adlers Erster Theil



pold des Frommen oder Biederern, der ihm einen prächtigen, noch vorhandenen Becher zum Hochzeitsgeschenke verehrte, auf welchem neben einander der Schild von Osterreich und der von Müllinen.“ Abgesehen von der doch überzeugenden Beschreibung des Bechers mit seinen beiden Wappen (dass Hormayr sie nebeneinanderstehend erwähnt, mag seinen Grund darin haben, dass er den Becher nicht selbst in Händen hatte, sondern sich ihn hatte beschreiben lassen) gibt es auch sonst genügend Argumente, diesen Hochzeitsbecher Albrechts mit unserem Stück gleichzusetzen und seine Entstehung damit etwa vierzig Jahre früher anzu-



Burg Casteln im Aargau/Schweiz

setzen. Einmal ist davon auszugehen, dass Hormayrs Bericht vom Vorhandensein eines solchen Bechers als absolut glaubwürdig einzustufen ist. Dazu ist es notwendig, etwas weiter auszuholen. Der aus alter Tiroler Familie stammende Josef von Hormayr (1781-1839), der seiner Ausbildung nach Archivar und Historiker war und bereits mit 27 Jahren zum Direktor des Wiener Hofarchivs ernannt worden war, wurde dann bekanntlich Vertrauter Erzherzog Johanns<sup>12)</sup> bei der Vorbereitung des Tiro-

<sup>7)</sup> Erich Egg, Adeliges Trinkgeschirr in Tirol, in: Schlem-Schriften Bd. 208, Innsbruck 1969, S. 13/14

<sup>8)</sup> Carl Henmarck, Die Kunst der europäischen Gold- und Silberschmiede, München 1978, S. 76, Abb. 26

<sup>9)</sup> Johann M. Fritz, Goldschmiedekunst der Gotik in Mitteleuropa, München 1982, Abb. 632, S. 275

<sup>10)</sup> wie Anm. 2

<sup>11)</sup> Josef v. Hormayr, Die Müllinen, in: Taschenbuch für vaterländische Geschichte, 2. Jg., Wien 1821, S. 30

<sup>12)</sup> Josef Him, Geschichte der Erhebung Tirols 1809, Innsbruck 1909, S. 234



Gastmahlzene,  
Innichen, Kanoniker-  
haus, um 1350

ler Freiheitskampfes von 1809, in dem er eine der  
führenden Persönlichkeiten war; er spielte auch in  
der Zeit der Neuordnung der politischen Verhält-



nisse nach dem Sieg über Napoleon und der Rückgewinnung Tirols für Habsburg eine wichtige, wenn auch politisch unbedankte Rolle, auf die hier aber nicht weiter einzugehen ist. Aus einem Aufsatz von 1808, in dem Hormayr die Urkunde von 1427 über den Bruderbund Herzog Friedrichs mit Hans Wilhelm von Müllinen veröffentlicht<sup>11)</sup>, geht hervor, dass Hormayr mit der Familie Müllinen in persönlicher Verbindung stand: er erwähnt, dass bereits 1774 dem Hause Müllinen eine vidimierte Kopie der Urkunde zugestellt worden war und dass diese sich zur Zeit in Händen des gelehrten Altschultheißen zu Bern, „Freyherren Friederich von Müllinen“, befände. Der „prächtige Pocal“, das Hochzeitsgeschenk Leopolds III. an Albrecht Müllinen, wird auch hier schon als Familienbesitz erwähnt. Hormayr wird in der Folge auch zum Retter des erwähnten Votivbildes der Wiltenener Pfarrkirche, das ihm der damalige Abt von Wilten Markus Egler im April 1809 übergeben hatte, um es als eine habsburgische „Hauszimelie“ nicht in die Hände der neuen Machthaber fallen zu lassen, zumal das Kloster Wilten ja inzwischen aufgehoben worden war. Wegen der Kriegswirren blieb das Bild mehrere Jahre bei Hormayrs Schwester, der Stiftsdame des Innsbrucker Damenstiftes Aloisia von Hormayr verwahrt; erst 1814, nach seiner Entlassung aus der durch Kanzler Metternich verfügten Haft, fand Hormayr Gelegenheit, es Erzherzog Johann persönlich zu übergeben, der es dann auf seinem Schlosse Thernberg bei Wien behielt, bis 1823 die Rückführung nach Wilten erfolgte.<sup>12)</sup> Inzwischen war es, wahrscheinlich wieder durch Hormayr vermittelt, zu persönlichen Kontakten zwischen Niclas Friedrich von Müllinen, dem Sohn Friedrichs, der als Berner Ratsherr die Schweiz auf dem Wiener Kongress vertrat und deshalb in Wien weilte, mit dem Erzherzog gekommen, was dazu führte, dass dieser in Erinnerung an die alte Verbundenheit des Hauses Müllinen mit den Habsburgern eine Kopie des Bildes in Auftrag gab und sie Niclas Müllinen zum Geschenk machte.<sup>13)</sup> Zuvor war am 14. Juli 1816 die Erhebung von Niclas Müllinen in den erblichen österreichischen Grafenstand erfolgt, und zwar wie es im Dekret heißt: „... in Anerkennung der uralten reichsfreien Abstammung seines Geschlechtes, dessen dynastischen Ursprungs und mit fürstlichen Häusern gebahnten verwandtschaftlichen Verbindungen dann der von seinen Vorfahren und von ihm selbst erworbenen ausgezeichneten Verdienste ...“<sup>14)</sup>

Da also davon auszugehen ist, dass Hormayr bei der Abfassung seiner Beiträge sich auf direkte, von seiner persönlichen Bekannntschaft mit der Familie herrührende Informationen bezogen hat, ist die Erwähnung des Hochzeitspokals als konkrete Angabe zu werten. Verstärkt wird sie noch dadurch, dass auch die 1844 verfasste Familiengeschichte den Pokal als noch existierenden Familienbesitz er-

wähnt, auch hier ist wieder von den beiden „inkrustierten“ Wappen die Rede, wobei Inkrustation in der allgemeinen Bedeutung von Überzug durch-aus auch eine Bezeichnung für Email sein kann.<sup>13)</sup>

Zu beschäftigen hat nun noch die Frage, ob allen-falls ein weiteres Werk der Goldschmiedekunst, auf das die Beschreibung „prächtiger Pokal“ und die Ausstattung mit zwei Wappen, Österreich und Mülinen, zuträfe, sich noch im 19. Jahrhundert in Besitz der Familie befunden haben könnte. Beim Ausdruck „prächtiger Pokal“ ließe sich an sich an ein reicher ausgestattetes Gefäß denken und man hat Arbeiten wie die Prunkbecher aus Bergkristall im Grünen Gewölbe in Dresden, den Founders Coup aus dem Trinity College in Cambridge, dann natürlich die Burgunderpokale vor sich, bei denen Schmuckformen sehr ausgeprägt sind.<sup>14)</sup> Die Zahl der Vergleichsstücke ist jedoch insgesamt zu be-schränkt, um in der Auslegung der Bezeichnung „prächtig“ wirklich weiterzukommen; zum andern ist auch die Wahrscheinlichkeit, dass sich zwei wappengeschmückte mittelalterliche Gefäße noch im 19. Jahrhundert in Familienbesitz befunden hät-ten, ohne dass dies vermerkt worden wäre, äußerst gering. Auch ein anderer Erbweg scheint ausge-schlossen, da die Linie von Niclas Mülinen direkt zum Leihgeber des Bechers an das Historische Mu-seum Bern, Egbert Mülinen, seinem Urenkel, führt.

Für die Weitergabe des Bechers in der Familie bie-tet sich unter der nun doch recht sicher stehenden Annahme, dass er tatsächlich der Hochzeitsbecher für Albrecht IV. Mülinen und seine Gemahlin Cae-cilia von Rinach war, folgende Abfolge an: Nach dem frühen und kinderlosen Tod Albrechts IV. in der Schlacht bei Sempach, der Familienälteste ge-wesen war, dürfte er wohl im Besitz der Witwe ge-blieben sein. Nach der Inschrift an ihrem schönen Grabmal in Kloster Königfelden starb Caecilia von Rinach – Mülinen am 18. April 1410.<sup>15)</sup> Da der zweitälteste Bruder Albrechts, Egbert, zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben war, muss der Becher als Müliniensches Erbstück an den jüngsten Bruder Hermann oder Johann gekommen sein; von ihm leitet sich in langer und nicht immer direkter, d. h. über den Ältesten gehenden Folge der einzige heute, noch lebende Berner Zweig der Familie ab, dem in der Vorgeneration auch der Leihgeber des Bechers an das Historische Museum, Egbert von Mülinen, angehörte.

Der genaue Zeitpunkt der Hochzeit von Caecilia Rinach und Albrecht Mülinen – und damit der An-fertigung des Bechers – steht nicht fest, er lässt sich aber ungefähr einkreisen: Albrecht ist 1371 noch minderjährig, auch 1372 wird er noch Junker ge-nannt, geht man von einer Volljährigkeit von 18 Jahren aus, so müsste sein Geburtsjahr um 1354 liegen, zumal die Ehe seiner Eltern bereits 1347 ge-schlossen worden war und er der älteste von ins-



gesamt sieben Söhnen war, womit er also mit dem 1351 geborenen Herzog Leopold III. ungefähr gleichaltrig war.<sup>16)</sup> Caecilia, deren beide Brüder dann ebenfalls in der Schlacht bei Sempach gefallen sind, wird 1377 noch minderjährig genannt, sie muss also wesentlich jünger als ihr Gatte gewesen sein, und ein Hochzeitsdatum um 1380 scheint am wahrscheinlichsten. Im Itinerar Leopolds, das auf Grund der Forschungen von Christian Lackner genau erarbeitet ist, gibt es mehrere Terminmöglich-keiten für die doch als sicher anzunehmende Teil-nahme des Herzogs an der Hochzeit Albrechts, der nach dem frühen Tod des Vaters 1371 das Haupt eines der – mit den Rinach – wichtigsten habsburg-treuen Aargauer Geschlechter war: 1379 hielt sich der Herzog bis Ende April in der Schweiz auf, 1380 ist er ab September hauptsächlich im Aargau,

Marienkronung, so genannte Grusstafel, um 1390, mit Darstellung der hl. Magdalena, Museum Stift Stams

S. 20 unten: Votivtafel des Herzogs Friedrich IV. von Tirol und des Hans Wilhelm von Mülinen von 1427. Kopie von 1820 für Niklas Graf Mülinen nach dem Original in der Basilika Wilten, jetzt Burg Berneck bei Kauns; das qualitätsvolle Bild könnte eine Arbeit Ferdinand Waldmüllers (?) sein.

<sup>9)</sup> Histor. Statist. Archiv für Süddeutschland, Bd. I, Frankfurt-Leipzig 1808, S. 299–303

<sup>10)</sup> Sulfurarchiv Willen, Altbearbeitung, Lade 15, Lit. B., Nr. 6; Österr. Kunsttopographie B. I.H. Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck, Teil II, S. 28

<sup>11)</sup> Aus dem Besitz von Oberst Frederic de Müllinen gelangte das wertvolle Bildokument im Jahr 1995 durch Schenkung an den Besitzer der Burg Berneck, Ekkehard Hörmann.

<sup>12)</sup> Wurzbach, Biogr. Lexikon, Bd. 19, Wien 1868, S. 321

<sup>13)</sup> Familien-Geschichte und Genealogie der Grafen von Müllinen, Berlin 1844, S. 14

<sup>14)</sup> Henmarck, S. 76

<sup>15)</sup> Kunstdenkmäler des Kantons Aargau, Bd. III, Basel 1959, S. 65

<sup>16)</sup> Angaben sind dem mit freundlicherweise von Oberst Frederic de Müllinen zur Verfügung gestellten Stammbaum der Familie entnommen. Vgl. auch Walter Merz, Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kantons Aargau, Bd. II, Aarau 1905, S. 281; Schweizerisches Geschlechterbuch, 5. Jg. Basel 1933, S. 447–460; Zur Frage der Volljährigkeit im Zeitraum 14. Jh. vgl. Julia Hörmann, Herzog Meinhard III. und seine Geschwister, in: Zschr. für bayerische Landesgeschichte, Bd. 64, Heft 2, 2001, S. 331

<sup>17)</sup> Christian Lackner, Hof und Herrschaft. Mitt. des Instituts für österr. Geschichtsforschung 41, Wien-München 2001, S. 363–369

<sup>18)</sup> Vgl. die großen Übersichtswerke von Carl Henmarck und Johann M. Fritz, sofern nicht anders erwähnt, sind die folgenden Objektaufzeichnungen diesen Werken entnommen.

<sup>19)</sup> Zu Beispielen von Trinkschalen mit eingelegeten emailierten Wappen vgl. Fritz, Nr. 3378–380

<sup>20)</sup> Den Hinweis auf den Gebrauch von Botenschalen verdanke ich Dr. Manfred Rupert, Tiroler Landesarchiv

<sup>21)</sup> Vgl.: Waltraud Kofler-Engl, Die frühgotische Wandmalerei in Tirol, Bozen 1995, S. 184–185

<sup>22)</sup> Erich Egg, Gotik in Tirol – Die Filialkirche, Innsbruck 1983, S. 55, Abb. 20 – Hl. Magdalena, Glasfenster, jetzt Burg Berneck, Ende 14. Jh.

ebenso urkundet er hier im Herbst 1381 und Frühjahr 1382. Für den fast zweijährigen Schweizer Aufenthalt des Herzogs 1384/85 mit zahlreichen Beurkundungen im Aargau scheint der Zeitpunkt für eine Hochzeit des dann schon zirka dreißigjährigen Albrecht etwas zu spät, ist aber natürlich ebenso möglich.<sup>23)</sup> Das Itinerar des Herzogs führt auch zur interessanten Frage nach dem Herstellungsort des Bechers und damit zur kunsthistorischen Einordnung des kostbaren Stückes. Im Gegensatz zu seinem Bruder Herzog Albrecht, der in Wien seine Hauptresidenz hatte, ist von Leopold keine eigentliche feste Hofhaltung bekannt. Es gibt keine länger als vier Wochen dauernden Aufenthalte am selben Ort, am häufigsten ist er, wie erwähnt, in den Schweizer Gebieten anzutreffen, Weihnachten feierte er mehrere Jahre hindurch in Rheinfelden. Der Auftrag für herzogliche Ehrengeschenke, der in dieser Form sicher kein Einzelfall war, kann daher an eine beliebige Werkstätte im politischen Wirkungsbereich des Herzogs gegangen sein, die Wahrscheinlichkeit spricht aber doch dafür, an eine im näheren Umkreis des Schenkungsortes lokalisierte Werkstätte zu denken. Von einer Herstellung in Innsbruck kann nach der neuen Sachlage wohl nicht mehr die Rede sein, Leopolds Aufenthalte in Tirol waren insgesamt sporadisch und von einer irgendwie herausragenden Goldschmiedewerkstatt fehlt zu dieser Zeit jede Nachricht.

Was nun die stilistische Einordnung betrifft, so ist der Bestand an erhaltenen profanen Goldschmiedegeräten der Zeit zwar insgesamt nicht sehr groß, doch erlaubt er immerhin eine gewisse Unterteilung in Arbeiten mit reicher Dekorgestaltung und Oberflächenbehandlung und Verwendung zusätzlicher Schmuckmaterialien, wie sie als repräsentativste Gruppe die Pokale burgundischer Herkunft vertreten, und zum andern in schlichte, in ihrer Wirkung auf glatte Oberflächen und klare Formen aufbauende Gefäße.<sup>24)</sup> Für diese zweite Gruppe lassen sich – hier ohne Unterscheidung zwischen Becher- und Pokalformen – ausmachen: ein Satz von sechs Silberbechern, eine silbervergoldete Pyxis, mit ältestem Straßburger Beschauzeichen 1362/63, beide Musée des Arts decoratifs, Straßburg, ein Deckelbecher, 3. Viertel 14. Jahrhundert, Musée de l'Oeuvre, Straßburg, der kleine Doppelkopf aus dem Kloster Seedorf bei Fluellen, heute Historisches Museum Basel, ein ähnlicher im Museum in Speyer, der schon erwähnte Becher aus dem Stadtmuseum München, der Deckelpokal mit dem Emblem des burgundischen Herzogs Johann ohne Furcht im Badischen Landesmuseum Karlsruhe und der allerdings um 1450 datierte, wahrscheinlich aber doch wesentlich früher anzusetzende Deckelbecher aus der Kirche von Lacock, Wiltshire<sup>25)</sup>, dem das 1376 datierte Ciborium aus Utrecht im Amsterdamer Rijksmuseum (mit etwas reich-

rem Dekor) an die Seite zu stellen wäre. Der Berner Deckelbecher scheint in dieser Reihe die klare und glatte Form in fast klassisch anmutender Weise zu vertreten, der völlige Verzicht auf Dekor ist auch gegenüber den genannten Beispielen bemerkenswert, funktionales Denken zeigt sich in der Verstärkung des Fußringes zum Zwecke größerer Standfestigkeit. Die im Vergleich zu den späteren gebuckelten Pokalen wesentlich stärker ausgebildete Wandung kann darauf hinweisen, dass auf guten Materialwert Wert gelegt wurde. Ein auffallendes Element ist der Knauf, der in Art eines Schwertknaufes gebildet ist; sollte hier ein Hinweis auf gemeinsame kriegerische Taten des Stifters und des beschenkten Freundes vorliegen? Jedenfalls ist die Abkehr vom üblichen Kugelknauf, den alle übrigen Beispiele der Deckelgestaltung in variabler Form aufweisen, bemerkenswert. Was die beiden rundgeformten Wappenschildchen in Email betrifft, so könnte ihre Ausführung mit nicht ganz präzisen Übergängen der Emailfüllung zu den Silberändern und die ebenfalls nicht ganz perfekt erscheinende Einsetzung der Medaillons in den Fuß bzw. Deckel zur Überlegung führen, ob es möglicherweise eine Art herzoglichen Serienpokal gab, in den dann jeweils das Wappen des Empfängers montiert wurde.<sup>26)</sup> Doch müsste dann wohl das herzogliche Wappen größere Präzision aufweisen, was es nicht tut. Im Gegenteil, gerade diesem herzoglichen Wappen, also dem Bindenschild, scheint eine irgendwie persönliche Note anzuhängen: einmal weist die Form des Schildes eine ganz ungewöhnliche Ausbildung mit einem tulpenförmigen Ansatz und einem oberen Abschluss in Art eines Schwabenschwanzes auf, das Schildchen wird außerdem von einer Art Lederriemen gehalten, bei dem nicht nur die Schließe, sondern auch die Drehung des Riemens und die ausschwingende Schlaufe trotz des Miniformates realistisch dargestellt sind. Ein Wappen befestigt wie eine Botentasche<sup>27)</sup> – sollte auch hier ein Bezug zu gemeinsamen Ritten und Fahrten mitgesehen werden?

Die Farben des Müllinenwappens geben übrigens noch einen kleinen Hinweis auf eine um 1380 mögliche Entstehung des Bechers: Die Müllinen erhielten das Privileg, ihr Wappen in den Reichsfarben Schwarz-Gold zu führen, zum Dank für ihre Verdienste in den kriegerischen Auseinandersetzungen nach dem Tod Albrechts I. 1308, das Wappen war also 1380 durchaus aktuell. Nicht zuletzt lassen auch zeitgenössische Darstellungen in Bezug auf eine frühere Datierung des Bechers nicht im Stich. Abendmahl- und Gastmahlzinsen, Anbetung der Könige und Attribute der hl. Magdalena sind ikonographisch die ergiebigsten Vergleichsmöglichkeiten. Sie zeigen das ganze 14. Jahrhundert hindurch die einfache Becherform oder den Deckelpokal mit glatter Wandung als durchaus verbreitete Gefäßform.<sup>28)</sup>



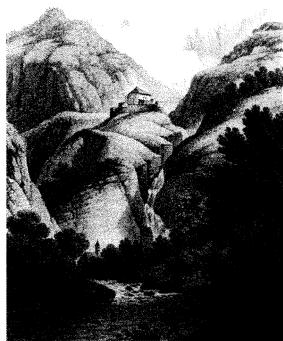
# Die Nibelungenhandschrift

Mittelalterliche Adelskultur und Literaturrezeption in Tirol

Georg Mühlberger

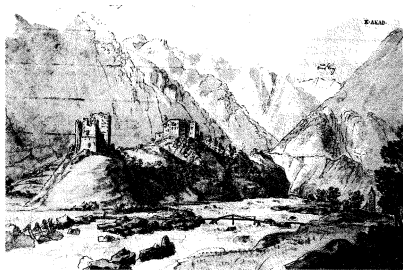
Die auf der Burg Obermontani im Vinschgau aufgefundene Handschrift (K), im Folgenden nur mit J bezeichnet, des Nibelungenliedes entsprach in ihrer Entstehungszeit dem, was aus heutiger Sicht ein Bestseller ist. Anders aber als bei den kurzlebigen Bestsellern unserer Tage erstreckt sich die Rezeptions- und Überlieferungsgeschichte des Nibelungenliedes über viele Jahrhunderte. Die Handschrift dürfte um 1300 entstanden sein und zählt zu den vier ältesten, in denen das um 1200 entstandene Nibelungenlied verschriftlicht ist. Der Inhalt und der Stoff der monumentalen Dichtung selbst reichen in ihren Ursprüngen und Zusammenhängen bis in die Völkerwanderungszeit, also bis in das fünfte nachchristliche Jahrhundert zurück.

Die Tatsache, dass die mittelalterliche Literatur ab dem 13. Jahrhundert handschriftlich aufgezeichnet wurde, lässt den Schluss zu, dass ihre mündliche Überlieferung ab diesem Zeitpunkt nicht mehr gewährleistet war.



## Die Auffindung der Handschrift

Es war vor fast genau 170 Jahren, im Jahre 1833, als der Benediktinerpater und Landeskundler Beda Weber, wohl in einem der damals noch vorhande-



nen oberen Stockwerke der Burg Obermontani eine Ansammlung von Pergamenten durchstöberte, die als Makulatur zum Verkauf an einen Krämer in Latsch bestimmt war. Beda Weber, Lehrer am Gymnasium der Benediktiner in Meran und später Abgeordneter in der Paulskirche in Frankfurt, erkannte die Bedeutung des unscheinbaren Manuskripts und bewahrte es der Nachwelt. Dennoch hat der Entdecker aus damaliger Sicht die historische Bedeutung des Ereignisses anders eingeschätzt, als wir es heute tun würden. Er erwarb die Nibelungenhandschrift um geringes Geld, zusammen mit einer Handschrift des Jüngeren Titurel, und verkaufte sie um 200 fl. an den Buchhändler Asher in Berlin, von dem sie die königlich-preussische Staatsbibliothek 1835 um angeblich 2000 fl. erwarb, was dem heutigen Wert von 100.000 Euro entspricht. Seither befindet sich die hier auf Obermontani aufgefundene literaturhistorische Kostbarkeit in Berlin unter der Signatur Ms germ.fol.474 und wird mit dem Siegel (K) bezeichnet. Die Nibelungenhandschrift besteht aus 68 dicht beschriebenen Blättern im Format 24 x 18 cm.

Laut dem heutigen Forschungsstand ist sie wahrscheinlich in Tirol nach einer alemannischen Vorlage geschrieben worden. Ein Besitzeintrag aus dem 15. Jahrhundert weist sie als dem Anton Annenberger aus dem gleichnamigen Vinschgauer Adelsgeschlecht gehörend aus. Die Grafen Mohr beerbten im 17. Jahrhundert die ausgestorbenen Annenberger. Ein auf der Handschrift vermerkter

Schloß Montani, im Hintergrund Obermontani (Zeichnung von Ferdinand Runk, 1801)

Annenberg im Vinschgau (Aquatinta von Runk, 1801)

Kommentar zeigt, dass Karl Graf Mohr noch 1797 in dieser Handschrift der Nibelungen gelesen hat. Er schreibt amüsiert u.a.: „Wie Chunig Gunther von Burgund Erstenacht Brunnhilden von Iselnstain am Rheine beslafen wolt und si in hend und füsse band un ihn an ein nagel auf gehankht“ (fol. 16v/17r).

### Literaturbetrieb um 1200

Werfen wir einen Blick zurück in die Entstehungszeit des Nibelungenliedes, in das Hochmittelalter. Wir schreiben das Jahr 1200. Es ist die Blütezeit der ritterlich höfischen Dichtung. Es gibt – wohlgemerkt: ohne die Möglichkeiten des Buchdrucks – einen regelrechten Literaturbetrieb.



Obermontani/Latsch, Blick in den Innenhof

Die Dichter treten bewusst aus ihrer Anonymität heraus, sie nehmen sich auch gegenseitig aufmerksam zum Kenntnis. Ein Hartmann von Aue stellt sich selbst als einen gebildeten Ritter vor, der in den Büchern lesen konnte, was er darin geschrieben fand. Möglicherweise in Anspielung darauf betont Wolfram von Eschenbach eher ungläubwürdig, dass er „keinen Buchstaben kennt“ (ich enkan deheinen buochstap). Walther von der Vogelweide ist um diese Zeit mit seinem Gönner Bischof Wolferger von Passau unterwegs und befasst sich bereits mehr mit der aktuellen reichspolitischen Lage als mit dem Minnesang. Es spricht für seinen Erfolg, dass er von Thomasin von Zerclaere, einem jüngeren Zeitgenossen, dafür getadelt wird, dass er „tusent man betoeret“ hat. Gottfried von Straßburg stellt in seinem Epos Tristan und Isolde alle wichtigen Dichterpersönlichkeiten der Zeit vor. Einen Dichter des Nibelungenliedes scheint niemand zu kennen. Unser Heldenepos aber hat es spätestens im Jahre 1204 bereits gegeben, da Wolfram von Eschenbach in seinem „Parzival“ darauf anspielt.

### Mündliche Erzähler

Als so genanntes Heldenepos steht das Nibelungenlied in einer mündlichen Überlieferungs-tradition. Der mündliche Erzähler trat als Sänger auf, nicht als Autor. Das Nibelungenlied ist für den Gesangsvortrag bestimmt. Die authentische Melodie ist nicht überliefert. Der mittelalterliche Sänger begleitet sich selbst auf der Harfe

Er führt eine Erzähltradition weiter und seine Leistung wird vom Publikum danach bemessen, ob er den Inhalt „richtig“ wiedergegeben hatte, nämlich so, wie er im Sinne der Überlieferung sein musste.

Das mündliche Epos war nicht ein wörtlich absolut festgelegter Text, sondern ein variables Gebilde, das immer wieder anders und neu erzählt wurde. Wir können uns diese variable Ausdrucksform etwa so denken, wie sie auch z.B. beim Erzählen von Witzen angewendet wird.

Die mündliche Erzählung und Überlieferung benützte also Versatzstücke, die der Sänger selbst aus der Tradition übernommen hatte und die er in begrenzter Weise umwandeln konnte. Daraus erklärt sich die Tatsache, dass die verschiedenen überkommenen Handschriften des Nibelungenliedes voneinander abweichende Textformen und Strophenanzahl haben.

### Übergang zu schriftlicher Dichtung

Der bereits erwähnte Literaturbetrieb, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts an weltlichen Fürstenthöfen einsetzt, führt zu einer neuen Entwicklung. So wie die höfischen Dichter an volkssprachlichen Werken nach schriftlichen Vorlagen arbeiten, wird erstmals auch die bis dahin mündlich tradierte Heldenepik in schriftliche Form gefasst.

Am Nibelungenlied zeigt sich dieser Übergang in einzigartiger Weise und sehr deutlich. Seine Form: die strophische Gliederung (Langzeilenstrophe). Die metrische Textform, einige Stilmerkmale, die Vorausdeutungen und natürlich der Stoff selbst verraten ganz klar, dass es aus der mündlichen Tradition stammt. In seiner Komposition und im literarischen Anspruch, in der aufwändigen Darstellung ist es aber doch wieder eindeutig das Werk eines Dichters, der am Geschmack und am Stil der zeitgenössischen schriftlichen Hofdichtung geschult ist. Wie die zahlreichen, besonders an der Handschrift C orientierten Bearbeitungen zeigen, hat das Epos große Popularität genossen, ohne dass unmittelbar auf die Entstehung eine schriftliche Aufzeichnung notwendig gewesen wäre.

Also hat es doch in der höfischen Zeit neben und nach dem Aufblühen der Schriftliteratur auch eine weiter bestehende mündliche Literatur gegeben. Dass diese vor allem die Heldenepik im Repertoire



Annenberg/ Goldrain,  
Luftaufnahme

fürte, bestätigt Hugo von Trimberg, wenn er von den fahrenden Sängern spricht, die mit dem Vortrag von Heldensagen ihren Unterhalt verdienen: „Wer von Herrn Dietrich von Bern und von Herrn Ecke zu erzählen weiß und von den alten Kampfrecken, dem bezahlt man den Wein.“ Der Marner, ein Spruchdichter aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, klagt darüber, welch reichhaltiges Vortragsprogramm ein fahrender Sänger (aus dem Gedächtnis) anbieten muss, um allen Wünschen des Publikums gerecht zu werden.

### Die Handlung des Liedes

In 39 Abschnitten, *aventüren* genannt, bzw. in insgesamt rund 2400 Strophen erzählt das Nibelungenlied in einem ersten Teil die Geschichte von Kriemhild und Siegfried, die mit dessen Ermordung tragisch endet, und in einem zweiten Teil Kriemhilds Rache an den Burgunden. Drei Sagenkreise sind ineinander verflochten

Diese Sagenkreise haben im Laufe ihrer Überlieferung mehrere inhaltliche Veränderungen erfahren. Die Geschichte, die das Nibelungenlied erzählt, verknüpft die inhaltlichen Elemente der ursprünglich voneinander unabhängigen Quellen zu einem Ganzen.

Der Handlungsverlauf des Nibelungenliedes lässt sich etwa so kurz zusammenfassen: Der strahlende Held Siegfried, der den Drachen getötet und den

Schatz der Nibelungen, eines Zwergengeschlechts, errungen hat, zieht nach Worms und wirbt um Kriemhild, die Schwester des Burgunderkönigs Gunther.

Dieser will seinerseits die Königin Brünhilde vom Iselstein zur Frau gewinnen. Wer um sie wirbt, muss sie, die übermenschliche Körperkraft besitzt, im Speerwerfen und Springen besiegen. Wer daran scheitert, ist des Todes. Siegfried, der sich dank seiner Tarnkappe unsichtbar machen kann, verhilft Gunther im Zweikampf zum Sieg, muss Gunther allerdings in der zweiten Hochzeitsnacht noch ein weiteres Mal helfen, die Kraft Brünhilds zu brechen. Siegfried, der für seine Dienste Kriemhild zur Frau bekommen hat, lässt sich von dieser das Geheimnis dieses Betrugs entlocken.

Zehn Jahre später lädt Gunther die beiden anlässlich großer Festlichkeiten nach Worms. Kriemhild und Brünhild geraten in Streit über die Vorzüge ihrer Gatten. Die erzürnte Kriemhild verrät, auf welche Weise seinerzeit Brünhilde überwunden worden war. Brünhild sinnt auf Rache, zieht Hagen von Tronje ins Vertrauen und verlangt den Tod Siegfrieds. Widerwillig muss auch Gunther zustimmen. Hagen ermordet Siegfried auf einem Jagdausflug.

Mit Siegfrieds Tod scheint auch Kriemhilds Leben abgeschlossen. Aber sie sinnt auf Rache, und als, nach dreizehn Jahren, der Hunnenkönig Attila um

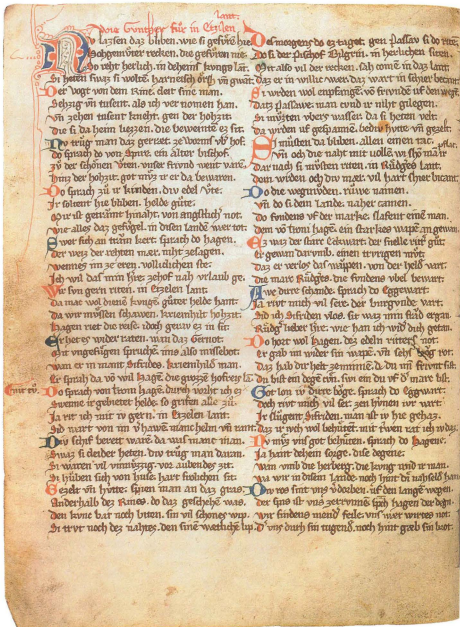
ihre Hand anhält, willigt sie ein. Als Attila nach weiteren dreizehn Jahren die Burgunderkönige zu einem großen Fest an seinen Hof lädt, treten diese trotz der Warnungen Hagens mit großem Gefolge die Fahrt an, von der sie nicht mehr zurückkehren sollten. Auch die Warnungen Dietrichs von Bern, der sich mit seinem Waffenmeister Hildebrand am Hofe des Hunnenkönigs aufhält, kommen zu spät. Kriemhild nimmt grausam Rache an ihren Verwandten. Schließlich ist nur noch Hagen am Leben, in Fesseln gelegt von Dietrich von Bern. Kriemhild verlangt vergebens, dass er ihr die Stelle am Rhein verrate, wo der Nibelungenschatz versenkt ist. Hagen fällt durch Kriemhilds Hand und nimmt das Geheimnis mit in den Tod. Hildebrand tötet Krimhild und beendet die blutige Tragödie.

### Eleganz und Selbstdarstellung höfischer Gesellschaft

Der Dichter, der den Stoff um 1200 zu unserem Nibelungenlied gestaltet hat, konnte sicher sein, dass das Publikum das Thema gut kannte. Daraus war kein Interessenschwund zu befürchten. Der Reiz des Zuhörens bestand in der Spannung, wie der Erzähler die einzelnen Handlungsstränge verbinden würde; oder z.B. auch darin, wie er die Szene mit Siegfried im Schlafzimmer der Brünhild bringen würde. Die Vertrautheit des Publikums mit dem Stoff erklärt die oft bloßen Andeutungen, bildhafte Hinweise genügten, um verstanden zu werden.

Unter den vielen Stellen, die die Erscheinung Siegfrieds beschreiben, gibt es eine, die so gar nicht in die archaische Stimmung des Textes passt. So anmutig stand Siegfried da, als hätt' ein Künstler ihn mit großer Kunst auf ein Pergament gemalt

(5. Aventure, 286). Was war das für eine Gesellschaft, die sich in solchen Bildern wiederfand und die das Publikum für die fahrenden Sängerbildete? Welche Bedürfnisse hatte sie?



Nibelungenhandschrift, Berlin Staatsbibliothek, Ms. germ. fol. 474, 38v

In der adeligen Gesellschaft ist zu unterscheiden zwischen dem Geburtsadel und dem Dienstadel. Der Dienstadel war eine aufstrebende Klasse, die auch kulturell sehr aufgeschlossen war, loyal und eher zu den höfischen Zentren tendierte.

Anders der Geburtsadel: besitzend, dezentral lebend, standes- und machtbewusst, will er kulturell am höfischen Glanz teilhaben, an dem hochgestimmten Lebensgefühl, das die adelige Gesellschaft des Mittelalters für sich beansprucht hat. Das Hoffest in Mainz 1180, die Ausstrahlung Kaiser Barbarossas setzte neue Maßstäbe. Die Literatur zeichnet ein Bild dieser Gesellschaft, deren Höhepunkte



festliche Anlässe waren. Natürlich spiegelt dieses Bild nicht die Realität des Alltagslebens. Die Blütezeit des Mittelalters rückt das edle Rittertum und die Minne in den Mittelpunkt des Interesses. Die

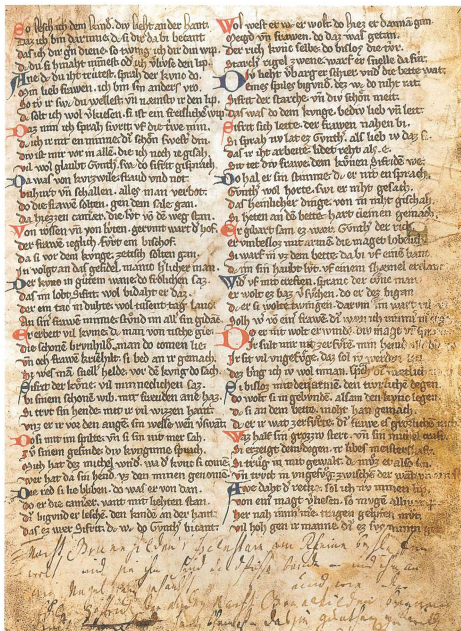
ritterlichen Kämpfen, Jagden, Festen gewidmet, die Beschreibung der kostbaren Gewänder und der äußeren Schönheit will oft kein Ende nehmen. Um so tragischer wirkt der Absturz in die Tragödie.

Dieser Glanz der rit- terlich-höfischen Ge- sellschaft wirkt nach, tief hinein ins 13. und ins 14. Jahrhundert, in eine Zeit, die durch Naturkatastrophen, durch politische und religiöse Verunsiche- rung und durch Er- scheinungen eines all- gemeinen Nieder- gangs einschneidende Veränderung des Le- bensgefühls mit sich gebracht hat.

## Höfisches Leben in Fresken

Um diesen Lebensstil zu illustrieren, braucht man nur Beispiele profaner Malerei heranzuziehen, die sich auf Südtiroler Burgen finden. Nahe liegend bietet sich im Vinschgau die Burgruine Lichtenberg, deren Fresken sich heute im Ferdinandschloss zu Innsbruck befinden [vgl. ARX 1, 2003], S. 25. Besser erhalten und sehr reichhaltig präsentieren sich die Malereien auf Schloß Runkelstein bei Bo- zen.

Nibelungenhand- schrift, fol. 474, 17r



höfischen Epen eines Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg stellen das Rittertum unter die Anforderung eines hohen sittlichen Anspruchs, der – nicht ohne Versagen und Entgleisung – den wahren Ritter prägt. In der Kreuzzugsbewegung erhält das Ideal des christlichen Ritters einen unmittelbaren religiösen Bezug. Es ist reizvoll zu beobachten, wie im Nibelungenlied, dessen stoffliche Quellen gut ein halbes Jahrtausend älter sind als die Niederschrift, alte germanisch-heidnische Wertvorstellungen mit der Fassa- des höfischen Lebensstils kontrastieren. Eine Vielzahl von Strophen sind der Schilderung von

Die Lichtenberger Fresken verraten einen hohen Stand der Malkunst. Die Inhalte und Motive dieser Malerei weisen auf eine anspruchsvolle und souveräne Sicht der ritterlichen Kultur hin. Der rote Faden, der von der Erschaffung der Welt und des Menschen über die Vertreibung aus dem Paradies in die Welt und die Bilder des höfischen Lebens, des höfischen Epos und auch der Heldensage führt, scheint die Sehnsucht nach dem Glanz einer zu Ende gehenden Epoche auszudrücken, nach der Welt des Rittertums und ihren Mythen. Die Sage von König Laurin und seinem Rosengarten ist eine räumlich gleichsam vor Ort festgemachte Szenerie



für ritterliches Kämpfen und Handeln. Mit dem Auftritt Dietrichs von Bern, der auf den Fresken mit „der perner“ bezeichnet ist und der gegen den Zwergenkönig Laurin kämpft, schließt sich der Bogen zur großen Welt der Dietrichssage, zur Geschichte der Völkerwanderungszeit und zu jener Gestalt, die – als Inbegriff ritterlichen Edelmut – am Ende des Nibelungenliedes tragisch und unfreiwillig in das blutige Rachegehehen am Hunnenhof involviert wird.

Die in feiner Malerei wiedergegebenen Details, z.B. bei Rüstungs- und Waffendarstellungen, bei der Darstellung der Kleidung mit ihren modischen Accessoires (Quasten, Schellen, Fransen, Schnabelschuhe usw.), der Prunk der Turniere, das Lanzenstechen, Jagdszenen haben ihr Gegenstück in der Ausführlichkeit, mit der solche Dinge in Nibelungenlied beschrieben sind.

Die Nähe des landesfürstlichen Hofes in Meran hat das Selbstverständnis und den Kunstsinne der adeligen Gesellschaft im Vinschgau sicher nicht unwesentlich beeinflusst. Doch scheint sich diese gesellschaftliche Welt auf einer Flucht nach rückwärts zu befinden, in der nochmals festgehalten werden soll, was verloren zu gehen droht.

### Die alte Bibliothek auf Schloß Annenberg

Der eingangs erwähnte Besitzeintrag auf der Nibelungenhandschrift J, der diese dem Anton von Annenberg zuschreibt, lenkt unseren Blick auf die Burg Annenberg im Vinschgau, die dem Auffindungsort der Handschrift J gegenüber liegt. Einige erhaltene Kunstgegenstände wie der Annenberger Altar und der Annenberger Chorstuhl (beide im Ferdinandeum) oder der gotische Waschkasten (Museum für angewandte Kunst in Wien) zeugen von der gehobenen Lebenskultur auf dem Schloß. Nach der Überlieferungslage war die Bibliothek der Annenberger im 15. Jahrhundert die bedeutendste in privatem, weltlichem Besitz im Vinschgau, wenn nicht überhaupt in Tirol. Die Annenberger hatten sich als Dienstleute der Grafen von Tirol seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zu einem einflussreichen Geschlecht entwickelt und waren im Besitz mehrerer Burgen im mittleren Vinschgau. Die Blütezeit der Bibliothek auf Schloß Annenberg geht zurück auf Anton von Annenberg (1420–1480), der sich nach Studien in Burgund und am Rhein offensichtlich mit Hingabe seinen gelehrten Interessen widmete und den Bestand der Bibliothek ausgebaut hat.<sup>1)</sup>

Dieser Bestand, der etwa 250–300 Handschriften und Inkunabeln umfasste, läßt auf einen gewissen Bildungsanspruch im Vinschgauer Adel schließen, der kulturell aus Anton von Annenbergs Sammeltätigkeit Vorteile gezogen hat. Es fällt auf, dass er mit besonderem Interesse deutsche Übersetzungen

und überhaupt für die deutsche Literatur gesammelt hat, wofür die erst in späterer Zeit aufgespürten Handschriften bedeutender Werke mittelalterlicher Literatur berechtes Zeugnis geben. Es ist wohl kein Zufall, dass einer der Brüder Antons von Annenberg den Namen Parzival trägt.<sup>2)</sup>

Dass in einem solchen Ambiente eine Handschrift wie die unsere und auch andere ihren Platz hatten, versteht sich wohl von selbst. Ein glücklicher Zufall hat die Nibelungenhandschrift im 19. Jahrhundert gleichsam an Land gespült

### Literarischer Glanz und höfisches Leben

Die Annenberger Bibliothek mit ihren reichen Beständen, die anderen im Vinschgau und allgemein im Tiroler Raum aufgefundenen Handschriften (erwähnt sie hier auch das 1928 von Graf Trapp auf der Churburg aufgefundene Fragment des Willehalm-Epos von Wolfram von Eschenbach), überhaupt die starke Präsenz Tirols in der mittelalterlichen Literatur, all dies zeigt, dass das literarische Interesse, das die großen Höfe und Fürstenhäuser praktizierten, auf die „Hofhaltung“ der kleineren Herren auf ihren Burgen abgefärbt hat. Kein Wunder. Die Pflege – wohlgerne: der volkssprachlichen Literatur – wurde zu einer Repräsentationsform, und ihre Bedeutung bei Festlichkeiten ist nicht nur durch den erhebenden Unterhaltungswert bedingt: Der Besitz von Handschriften wurde zu einem Statussymbol. Nicht wenige Handschriften entstanden als Auftragswerke für einen Mäzen, jedenfalls für jemanden, der sich die Anschaffung etwas kosten ließ. Es könnte im Falle der Nibelungenhandschrift J durchaus so gewesen sein. Fast möchte man zu dem Schluss kommen, dass das, was uns als Literatur des Mittelalters überliefert ist, in hohem Maße von den persönlichen Interessen der Auftraggeber gesteuert ist und dass vor allem der literarisch präsentierte Glanz des höfischen Lebens für die Überlieferung von zentraler Bedeutung ist.

Am Ende dieser Tradition steht das berühmte Ambraser Heldenbuch, verfasst von Hans Ried, Zöllner am Eisack bei Bozen, im Auftrag von Kaiser Maximilian I.: eine Sammelhandschrift, die 25 mittelhochdeutsche Werke, vorwiegend Heldenepen, vereint, darunter das Nibelungenlied, und die Epen Erec, Iwein, Meier Helmbrecht, Kudrun und das Frauenbuch Ulrichs von Liechtenstein. Ein großer Teil der Dichtungen und Texte ist nur in diesem Werk überliefert. War es der Ausdruck eines rückwärts gewandten Interesses des „letzten Ritters“, wie Kaiser Maximilian auch genannt wird? Denn es fällt doch auf, dass ein Werk dieser Größenordnung ganz offensichtlich bewusst als Handschrift gestaltet wurde, obwohl es zu seiner Entstehungszeit um 1504–1516 bereits den Buchdruck gab.

<sup>1)</sup>Einen Beleg dafür gibt der intensive Austausch, den er mit der Schreibstube und Bibliothek der Kartause Allersberg im Schnalstal pflegte, insbesondere mit dem Übersetzer Heinrich Haller. Die geistigen Spuren dieses Mannes, dessen anspruchsvolles Werk gleichsam im Widerspruch steht zu der dem Kartäuser gebotenen Zurückgezogenheit, finden sich auch in der Annenberger Bibliothek. Aus der Kartause stammte z.B. eine Handschrift der Dichtung „Der Renner“ Hugos von Trimberg.

<sup>2)</sup>Dieser Parzival von Annenberg war Teilnehmer der Gesandtschaft, die 1448 Eleonore von Schottland dem Erzherrn Sigmund als Braut heimholte. Das Fürstenpaar bezog die Residenz in Meran, wo es ihm anscheinend besser behagte als auf dem entlegenen Schloß Tirol. Maleereien im ersten Stock der landesfürstlichen Burg zeugen mit Jagdszenen und anderen Malereien von dem höfischen Ambiente der Residenz in Meran und von der Wohnkultur des Fürstenpaares.

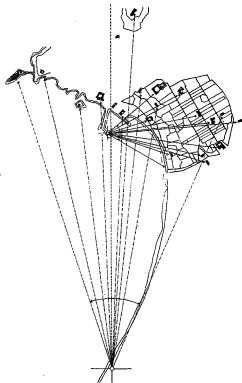
# Die Faszination des Panoramas

„Das Panorama bietet die Distanz zum Detail  
und hat dadurch das Ganze im Blick“<sup>1)</sup>

Giorgio Hecht-Lucari



„Tavola Strozzi“,  
Francesco Pagano  
zugeschrieben,  
etwa 1465

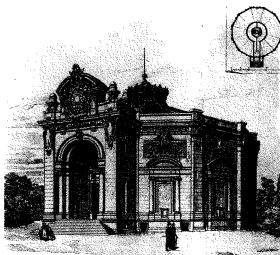


## Einführung oder – Was versteht man unter Panorama?

Panorama stammt aus dem Griechischen („hórama“, das Geschaute) und soll Allsicht, Rundsicht bedeuten. Die Wortprägung ist relativ jung, stammt aus dem Jahre 1791 oder 1792, aus dem Umkreis von Robert Barker, Erfinder und Patentinhaber des 360°-Rundpanoramas. In der Zwischenzeit hat das Wort in den alltäglichen Sprachgebrauch Eintritt gefunden, z.B. bei Fernsehsendungen, als Titel bei literarischen, geschichtlichen usw. Übersichtspublikationen. In der Kunst beinhaltet die Definition Panorama zwei verwandte, aber unterschiedliche

Gattungen, einmal eine Landschaft mit einem weiten Überblick, zum anderen ein Rundgemälde, in dessen Mittelpunkt der Betrachter steht. Andererseits ist die Handhabung der Benennung, basierend auf der Weitwinkelvision, nicht einheitlich: In der Kunstliteratur finden sich nebeneinander horizontal gleich weite Ansichten, mit ähnlichem hohen oder niedrigen Horizont und äquivalenter Tiefe, wobei die eine als Vedute, die zweite als Panorama bezeichnet wird. Das ist unbefriedigend, erschwert die Systematik und deutet auf Willkür. Aus diesem Tatbestand ergibt sich zwangsweise die Frage, wann man bei einer Vedute von Panorama sprechen kann.

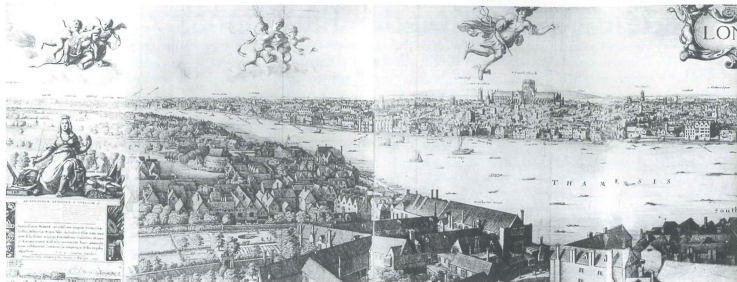
Michele Furnari,  
Blickwinkel des  
Künstlers der Tavola  
Strozzi



Das Panorama  
Marigny, erbaut  
1880–1882

Der Sehraum, der im normalen Blickfeld allein durch Augenbewegung im schleifenden Blick nach beiden Seiten überschaut wird, erfasst horizontal bis 90° (eigentlich 60°). Das ist der offizielle Sichteckel, darüber hinaus gibt es dann kleine Abweichungen, genannt Aberrationen, (G.H.L.). Der durch Kopf und Rumpfbewegungen zum Blickfeld

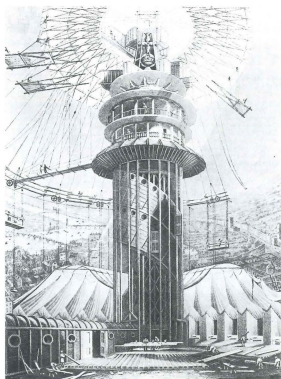
<sup>1)</sup> Claudia List, Römische Studien, Folge 3 in: Weltkunst, Heft 23, 1995



Venceslaus Hollar, Panorama von London, 1647

ausgeweitete Sehraum erschließt auf jeder Seite horizontal über 200°. Zur Erfahrung der totalen Horizontale von 360° dreht sich der Betrachter um „seine Achse“.) Die Vedute wird also zum Panorama, wenn die bebaute oder nicht bebaute porträtierte Landschaft mehr beschreibt, als was der normale Sichtkegel (90°) anbietet. Entfernt sich der Betrachter oder steigt er auf einen Turm (oder Heißluftballon!), verbreitert sich die Vision unter Verlust der Details.

Innenansicht von Hornors Colosseum, Regent Park, London, errichtet 1825–1827



\*) Weber in: Sehsucht (s. Literaturverzeichnis)

Literatur:  
Roma Veduta – Disegni e stampe panoramiche della città dal XV al XIX secolo, Ausstellung Palazzo Poli 2000  
Panoramania by Ralph Hyde, London, Ausstellungskatalog 1988  
Sehsucht. Das Panorama als Massenunterhaltung des 19. Jahrhunderts, Ausstellung Bonn, 1993, Comment Bernard, Das Panorama, Berlin 2000  
Oettermann Stephan, Das Panorama – Die Geschichte eines Massenmediums, Gutenberg 1981  
All'ombra del Vesuvio, Napoli nella veduta europea, Ausstellungskatalog Neapel 1991

Es gab und gibt Versuche, in die Wirre der Definitionen etwas Ordnung zu schaffen, was aber nicht bedeutet, dass es zu einem allgemeinen akzeptierten Kanon kam. Für Koemann (1980) gibt es Rund-sicht- (horizontale) und Streifenansicht- (zylindri-

sche) Panoramen, während Weber (1984) das echte Panorama mit „zentralperspektivischer Horizontalprojektion“ und Horizontalwinkel von entweder 180° (Halbrundpanorama) oder 360° (Vollrundpanorama) von der Panorama-Ansicht mit einem „weitwinkligen, von höherem Standpunkt komponierten Ausblick“ unterscheidet. Cassini, dem wir das Standardwerk „Piante e Vedute prospettiche di Venezia 1479–1855“, 1971, verdanken, kennt drei Arten von Panoramen: „partial, rund und halbrund“. Weiterhin stellt er fest, dass bei einem planartigen Prospekt einer Stadt der imaginäre erhobene Standort des Künstlers einen etwa 45°-Winkel mit der Erdoberfläche bildet, dagegen von 90° bei einem topographischen Plan. Für Cassini ist Jacopo De Barbaris bahnbrechende Darstellung von Venedig (1500) ein planartiger Prospekt, also kein Vorgänger der Panoramen, wie man oft zu lesen bekommt.

Durch geschickte Anwendung der fast unbegrenzten Möglichkeiten, die die Perspektive bietet, ist es begabten Künstlern gelungen, Stadtpanoramen zu entwerfen, die den Eindruck vermitteln sollen, sie seien aus einem Boot, einem Ballon oder einer Bergspitze aufgenommen worden, wobei die „terra ferma“ nie verlassen wurde. Dazu als Beispiel die berühmte Tavola Strozzi, mit ihrer Ansicht von Neapel. Eine Analyse seitens des Spezialisten Furnari hat ergeben, dass der Künstler die Ansicht aus zwei Land-Standpunkten kombiniert hat bei Begründung des Küstenverlaufs, so dass der Betrachter überzeugt ist, er würde die Stadt vom Meer aus sehen.

Wenn bei weiten Panoramen der Zeichner Wert darauf legt, dass auch ferne Einzelheiten erkennbar sind, obwohl sein Standpunkt dafür viel zu entfernt ist, kann er, indem er „Weitwinkel und Tele“ kombiniert, Kompositionen entwerfen, bei denen nah und fern seinen Bedürfnissen untergeordnet werden. Die Stadt wird zum Beispiel optisch korrekt in



die weite Landschaft eingebettet und doch erkennt man die verschiedenen Gebäude, als wäre der Standort des Künstlers viel näher gewesen. Panoramen sind eigentlich nie maßstabgetreu.

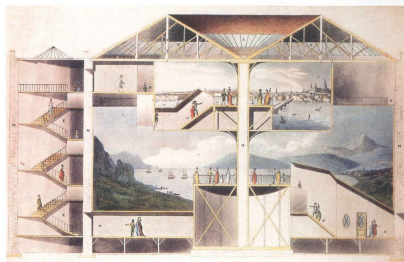
### Die Vorgänger

Das Rundpanorama, wie wir sehen werden, ist jung, panoramaartige Veduten gibt es seit der Renaissance. Es handelt sich um weitwinkelige, in die Tiefe gestaffelte Ansichten, von einem echten oder fiktiven gehobenen Punkt aufgenommen. Wie schon betont, besteht die einzige Möglichkeit der Abgrenzung zu den Veduten, in all ihren Gestaltungen, in den weiten horizontalen Sichtwinkeln. So gesehen gibt es sehr viele (Teil-)Panoramen, von denen nur einige wenige, da sehr repräsentativ, besprochen werden sollen.

Die Weite der Ansicht ist eigentlich wichtiger als die Dimension des Blattes: Lievin Cruyl, ein Meister dieser Gattung, ist es 1675 gelungen, auf einem relativ kleinen Blatt (23,8 x 48,56 cm) ein Panorama von Neapel zu gestalten, von dem die Experten meinen, dass es besser als alle anderen den damaligen Bauzustand dieser Stadt darstellt. Erst die große Ferne des Betrachters (Künstler) macht das kleine Blatt möglich. Will man viele „lesbare“ Details, muss man näher rücken und man braucht ein größeres Blatt. So z.B. Wenzel Hollars Panorama von London, 1647, auf sechs Blätter gedruckt, mit der Dimension 46 x 233,7 cm. Noch größer ist Giuseppe Vasis Panorama von Rom, 1765, auf 16 Blättern (1025 x 2615 cm). Das Dekorative spielt hier natürlich eine große Rolle.

Solche Ansichten sowie die Ansichtenwerke des Barocks wie z.B. Braun/Hogenberg, Merian u.v.m. zielten eigentlich auf dieselbe, damals noch kleine Gruppe von interessierten Betrachtern/Lesern, wie später die Rundpanoramen: Menschen, die nicht reisen konnten, aber wissen wollten, wie die Welt aussieht.

Die Popularität der panoramaartigen Darstellungen erreicht ihren Höhepunkt im 19. Jahrhundert, unter Verzicht auf Präzision im Geiste der Romantik. Äußerst wahrheitsgetreu waren dagegen die Vorstudien für die Rundpanoramen. Die Entwicklung der Fotografie, also der „Fortschritt“, bedeutete das Ende der „Panoramamanie“ Anfang des 20. Jahrhunderts.



### Das „echte“ Panorama - das 360° Rundpanorama

Darunter versteht man ein „durchgehendes Gemälde an der Innenseite einer speziell dafür errichteten Rotunde (...) Über einen Gang und einer Treppe (...) traten die Besucher auf eine Plattform (...) Von oben fiel natürliches Licht herein, dessen Quelle von einem Dach oder Vorhang verdeckt war, um den oberen Rand des Gemäldes zu verborgen (...)“. Wie schon gesagt, von Robert Barker 1787 erfunden und patentiert als „La Nature à Coup d'Oeil“ (die Natur auf einen Blick). Nach zaghaften Anfängen erlebten die Panoramen eine

Querschnitt durch R. Barkers Panorama-Rotunde am Leicester Square in London, errichtet 1793



Oben: Simon Mayr und Christian Steinnicken, Panorama von München, 1893

Mitte: John Knox, Panorama von Glasgow, 1809

Unten: Louis le Masson, Panorama von Rom, 1779

grandiose Popularität: Die ersten Rotunden waren aus Holz, kosteten 50 bis 70.000 Goldmark, um später immer aufwendiger zu werden mit Kosten von 300 bis 350.000 Goldmark. Eine um 1897 in Brüssel errichtete Rotunde wurde 1978 in eine Moschee umgestaltet!

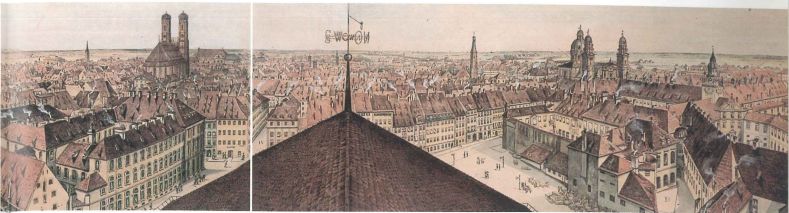
Die Rotunden hatten ein kompliziertes technisches Innenleben. Um die später sogar rotierende Aussichtsplattform bequem erreichen zu können, wur-

de 1820 in London der erste je gebaute hydraulische Aufzug installiert. (Die Colosseum-Aufzüge im imperialen Rom waren handbetrieben!)

Im 19. Jahrhundert erkennen wir zwei Phasen, eine erste bis etwa 1850 und eine zweite ab 1880, bei der es zu einer „geradezu explosionsartigen Blüte der Panoramamalerei kam“, die bis etwa 1900 hielt. Panoramagesellschaften, also Betreiber einer Rotunde, gab es in jeder größeren Stadt,







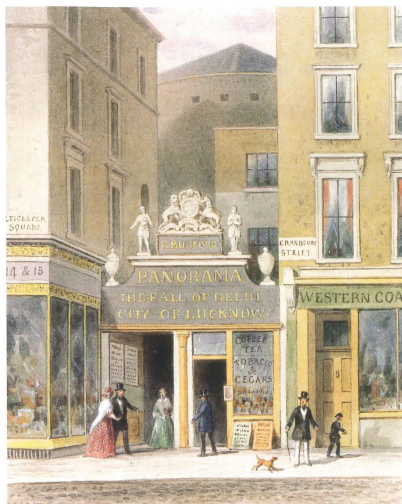
Anonymus, Panorama von London, sog. Rhinebeck Panorama, um 1810  
zwei Ausschnitte

während die bedeutenden Auftraggeber für die kostspieligen Rundgemälde in Paris oder Brüssel saßen. Die Gemälde selbst wurden aus Kostengründen anderswo angefertigt. Die erste europäi-

sche „Panoramafabrik“ entstand 1883/84 in Berlin, unter der Leitung von Eugen Bracht (sic!), um kurz danach nach München/Schwabing umzusiedeln, ausgestattet mit mehreren hölzernen Rotunden, um

Anmerkungen S. 34:  
\*) Oettermann,  
Das Panorama  
\*) Gina Thomas, Streben nach allem oder: Kunst und Wissen für die Massen, FAZ 5.1.89  
\*) Edouard Beauparc.  
Auf der gemalten Leinwand von London nach HongKong, FAZ 22.6.93





Eingang zum Panorama in der Cranborne Street in London, 1858

Max und Gotthold Brückner, Diorama von Rom, um 1880, Nachtsicht

die Arbeit zu erleichtern. Die Fertigungsdauer eines Rundgemäldes belief sich im Durchschnitt auf sechs bis zwölf Monate, dessen Ausstellungsdauer in einem Ort ein bis drei Jahre. Der Austausch beanspruchte etwa drei Monate. Besonders viel Mühe erforderte der Austausch des so genannten „Faux Terrain“. Die Gesamtkosten eines solchen Gemäldes betragen etwa 100.000 Goldmark.



Da die Rundgemälde reisen mussten, wurden ihre Maße standardisiert auf 13 bis 18 Meter x 120 Meter. Jeder Meter wog etwa 45 kg, die (irische) Leinwand etwa vier Tonnen, dazu kamen vier Tonnen Farbe. Die Bemalung einer solchen Leinwand war verständlicherweise eine gewaltige Herausforderung für die Künstler und ihre Gehilfen, alles Spezialisten, die sich an eine wesentlich kleinere Vorgabe hielten. In den Anfangszeiten des Panoramas schwärmten Vedutenmaler in alle Richtungen, in Europa, die Türkei, Ägypten, die USA, um die wichtigsten Städte zu porträtieren, die dann, nach Adaptation der Perspektive an die Bedürfnisse des Rundgemäldes, auf die Großleinwand übertragen wurden. Andere Künstler „erfanden“ wichtige Schlachten wie Balaclava, Sedan, Bergisel, Waterloo etc., historische Szenen aus der Antike (Rom, Ägypten) oder dem Wilden Westen der USA, See-Abenteuer und Schlachten (mit mechanisch bewegten Wellen), religiöse Motive (Golgota). Der Erfindungsgeist kannte keine Grenzen, das Gezeigte musste immer durch äußerste Präzision in der Durchführung ein Maximum an Glaubwürdigkeit bieten. Durch subtile Lichteffekte konnte man unterschiedliche Stimmungen erzeugen, das Diorama (Durchscheinbild) war geboren, eine Erfindung des Erfinders der Fotografie, Daguerre.

Das reise- und bildungshungrige Publikum war begeistert, zahlte in Deutschland eine Mark Eintrittsgeld: „Die Gesamtzahl (weltweit) der Panoramabesucher dürfte mit 100 Millionen in den Jahren von 1870 bis 1900 zu niedrig geschätzt sein.“<sup>3)</sup> Von den großen Panoramabetreibern ist kein einziger Konkurs bekannt, sie alle verdienten gut. Zwischen 1880 und 1910 gastierten in Deutschland über fünfzig Gemälde in dreißig Rotunden.

Wie viele dieser Gemälde sind noch erhalten? Laut Oettermann 17, inklusive des Bauernkriegspanoramas von Werner Tübke, das er erst 1985 anfang. Das berühmte Sattler-Panorama von Salzburg (1825–1829) ist gerade von einem Depot in ein neues Sattler-Museum am Residenzplatz umgesiedelt worden und wird für 500.000 Euro restauriert.

## Epilog

„Die Panoramabilder spiegeln die Sehnsucht der Epoche nach Kenntnis und Erkenntnis wider.“<sup>4)</sup> Sie hatten eine „Zwitter- und Brückenstellung zwischen dem alten Bühnenbild und den modernen Cinemascope-Kinos ...“<sup>5)</sup>. À propos Foto und Kino: 1991 dokumentierte eine Ausstellung im Pariser Palais de Tokyo die Geschichte der Panorama-Fotografie. – Das Rundpanorama hat einen – wenn auch zeitlich begrenzten – nicht unbedeutenden Platz in der Kunstgeschichte, aber einen wesentlich markanteren in der Soziologie des 19. Jahrhunderts.

# Burgen des 12. und 13. Jahrhunderts im Trentino

G. Ulrich Großmann

## Zur Forschungslage

Italien ist wohl das burgenreichste Land Europas. Die Fachliteratur spiegelt diesen Reichtum wider, gibt es doch zu zahlreichen Kreisen und Regionen Überblickswerke, die die bedeutendsten Burgen abbilden und häufig auch mit vielen historischen Daten aufwarten. Dadurch können wir zumindest die äußere Erscheinung der wichtigsten Burgen kennen lernen und erhalten grundlegende Hinweise zu ihrer Geschichte. Insoweit muss die in einem Tridentiner Ausstellungskatalog (2002<sup>1)</sup>) vom Verfasser formulierte, zu pauschale frühere Einschätzung deutlich revidiert werden. Weitgehend unbekannt ist jedoch die Baugeschichte der einzelnen Burgen, denn eine Bauforschung in diesem Bereich fehlt außerhalb Tirols weitestgehend und dementsprechend eine sichere Einordnung der erhaltenen Bausubstanz. Anders sieht es lediglich hinsichtlich der historischen und der archäologischen Kenntnisse aus.

Beispielhaft hat Aldo Gorfer die Burgen des Trentino in einem vierbändigen Werk<sup>2)</sup> vorgestellt, der sich dabei insbesondere auf Archivalien stützte. Doch das Fehlen der Bauforschung wird dabei besonders deutlich, vermochte Gorfer doch kaum gesicherte Datierungen der Bauteile zu leisten und fügte nicht einen einzigen Baualtersplan seinem Werk hinzu. Wie alt sind die vor uns stehenden Bauteile der jeweiligen Burg? Diese Frage ist allzu oft unbeantwortet geblieben. Bauliche Zeugnisse des hohen und des späten Mittelalters blieben undatiert und wurden letztlich nicht hinreichend gewürdigt, oft nicht einmal genau erkannt. Stammen die Buckelquaderbauten im Trentino aus dem hohen oder dem späten Mittelalter? Stimmen die Datierungen überein oder sind sie sehr unterschiedlich? Zur Klärung derartiger Fragen sind umfangreiche baugeschichtliche Untersuchungen nötig, um die bisherigen Forschungen aus den Bereichen der Geschichte und der Kunstgeschichte zu ergänzen und zu konkretisieren. Im Folgenden sollen sechs Burgen genauer betrachtet werden, die sich für die Zeit um 1200 und für das 13. Jahrhundert als besonders ergiebig erwiesen haben und einen ersten Eindruck zum Umfang der Bausubstanz der Burgen zum Ende des Hochmittelalters geben können.



## Castello del Buonconsiglio – die Residenz der Fürstbischöfe

Castello del Buonconsiglio, Aquarell von Albrecht Dürer, 1495

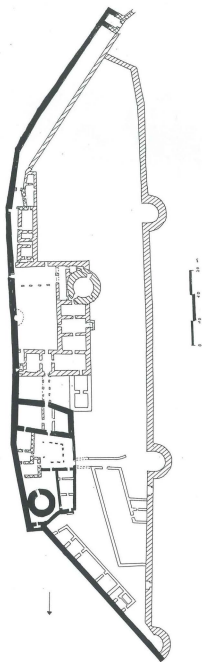
Das Castello del Buonconsiglio in Trient ist ein herausragendes Beispiel des Burgenbaues vom 13. bis zum frühen 16. Jahrhundert. Nach Enrico Castelnuovo und Michela di Macco<sup>3)</sup> sowie Gorfer wurde 1238 ein Sodegerio di Tito aus Apulien von Kaiser Friedrich II. zum Machthaber von Trient benannt und ließ auf dem Rücken des Malconsey-Hügels ein neues Haus des Kaisers errichten. 1255 ging die Burg an den Bischof über und es wurde als „neues Haus des Bischofs“ benannt, das zuvor von einem Sodegerius erbaut worden sei. In diesem Sinne äußert sich auch Aldo Gorfer, der für 1256 und kurz zuvor die Bezeichnungen „Casa nuova“ oder „Castello nuovo“ erwähnt.

Aus dem Umstand, dass in dieser Zeit der eindrucksvolle Bergfried („Mastio“) keinerlei Erwähnung findet, schließt Gorfer, dass entweder der Turm integraler Bestandteil des neuen Hauses ist, vielleicht das „alte“ Haus, weswegen der Neubau als neues Haus bezeichnet worden ist, andererseits erwägt er, dass es sich bei diesem um einen städtischen Wehrturm des 12. Jahrhunderts handeln könnte.<sup>4)</sup> Die allgemeine Auffassung, derzufolge der Rundturm, der sog. Torre di Augusto, älter sei als die Burg und zur Stadtmauer gehöre, wird auch

<sup>1)</sup> Castelli e fortificazioni nel versante meridionale dell'arco alpino in epoca gotica (1350–1450) in: Enrico Castelnuovo, *Il Gotico nelle Alpi 1350–1450*, S. 139–155  
<sup>2)</sup> Gorfer 1985 ff.  
<sup>3)</sup> Il Castello del Buonconsiglio, 1996, S. 11  
<sup>4)</sup> Gorfer 1985 ff., Bd. 3, 1990, S. 69–74

Trient, Castello del Buonconsiglio, Grundriss mit Baualtersangaben:

- 1. Hälfte 13. Jh.
- ▨ 14. Jh.
- ▧ um 1470-1480
- ▩ um 1520-1570
- 17./18. Jh.



vom Reclam-Kunstführer<sup>5)</sup> geteilt. Die Stadtmauer wird dort Bischof Friedrich von Wangen zugeschrieben, der im frühen 13. Jahrhundert amtierte. Da 1226 eine Quelle von einer alten Stadtmauer spricht<sup>6)</sup>, wird die neue, größere Mauer auf die Zeit (kurz) vor 1226 datiert. Ob die alte Mauer lediglich den Dombezirk oder darüber hinaus auch Teile der bürgerlichen Stadt einschloss, wissen wir nicht.

Offensichtlich jedoch hat der Fürstbischof den Entschluss gefasst, zusammen mit der Stadterweiterung und ihrer Ummauerung auch eine neue Burg zu errichten. Für sie wählte er den einzigen nicht in der Ebene, sondern auf dem genannten Höhenrücken liegenden Bauplatz.

An anderer Stelle erwähnen Enrico Castelnuovo und Michela di Macco<sup>7)</sup>, dass die Burg um 1290 erneuert wurde, in einer Phase, in der sie nicht durch den Bischof selbst – dem der Zugang zur Stadt verwehrt wurde – sondern durch Graf Meinhard von Tirol verwaltet wurde. Dabei wurde für ein „Gebäude“ über dem Adlerturm und zur Errichtung einer Stube in der Burg Geld ausgegeben. Für die Zeit des Bischofs Heinrich von Metz (1310-1336), Kanzler Kaiser Heinrichs VII. von Luxemburg, erschließt Gorfer eine Erneuerung der Burg, bei der möglicherweise der erste Zinnenkranz mit Schwalbenschwanzzinnen entstand.<sup>8)</sup> Die weiteren Baumaßnahmen betreffen das 14. und 15. Jahrhundert. 1407-1409 unterlag Bischof Georg Lichtenstein einem Bürgeraufstand gegen sein Regiment und musste zeitweilig auf seine weltliche Macht verzichten; vermutlich wurde im selben Zeitraum die Burg beschädigt.

### Mittelalterliche Burganlage

Die mittelalterliche Burganlage umfasst kaum mehr als ein Zehntel des heutigen Gesamtkomplexes des Castello del Buonconsiglio. Die Burg liegt an einem leichten Vorsprung im Nordosten der Stadtmauer, auf dem sanften Bergrücken am Rande der Stadt und stellt eine Erweiterung des älteren Stadtkerns dar. Diese hat in ihrer unteren Hälfte eine einheitliche Erscheinung aus Bruchquadern, die leicht länglich geschlagen und in klaren Schichten verlegt sind. Die ältesten Burgmauern zeigen die gleiche Bearbeitungsform, sind jedoch durch eine deutliche Baufrage von der Stadtmauer abgesetzt. Sie sind also in einer zweiten Phase entstanden, aber kaum mit einem nennenswerten zeitlichen Abstand. Die mittelalterliche Burganlage besteht somit aus der Stadtmauer im Osten, sowie einer Umfassungsmauer im Norden, Westen und Süden, die kaum höher als das heutige Untergeschoss ist. Innerhalb dieser Umfassungsmauer standen ursprünglich zumindest zwei Gebäude und der Bergfried. Vom baulichen Konzept her gehören Burg und Stadtmauer zusammen und bilden eine planerische Einheit.

Bestimmend für den Gesamteindruck der Burg ist der Bergfried des 13. Jahrhunderts. Er besteht aus Quadermauerwerk, das in einigen Bereichen etwas sorgfältiger, in anderen etwas weniger sorgfältig gearbeitet ist; deutliche Baufragen ergeben sich aber nicht, so dass wir mit einer einheitlichen Entstehung rechnen können, abgesehen von der 1809/10 aufgesetzten Plattform für Kanonen. Da

<sup>5)</sup> Band Italien II/2, bearb. von Erich Egg u.a., Stuttgart 1972, S. 476

<sup>6)</sup> Gorfer 1985 ff., Bd. 3 1990, S. 33

<sup>7)</sup> Gorfer a.a.O., S. 11 f.

<sup>8)</sup> Gorfer a.a.O., S. 86 ff.



auch das spitzbogige Portal ursprünglich zu sein scheint, dürfte der Turm insgesamt dank der bereits auf die Gotik verweisenden Bauform kaum vor der Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden sein. Der Bergfried steht auf der höchsten Stelle der Burganlage als eigenständiger Rundturm innerhalb der Stadtmauer, was eine Funktion als Wachstum der Stadtmauer, wie u.a. Gorfer annimmt, eindeutig ausschließt. Ein solcher Turm ist Bestandteil einer Burganlage und hat nichts mit dem städtischen Wehrsystem zu tun. Die städtischen Wehrtürme waren in den Mauerverlauf eingebunden. Die zeitliche Abfolge von Stadtmauer und Burg steht mit dieser Erkenntnis nicht im Widerspruch. Wollte der Bischof durch eine Mauer seine Stadt schützen und zugleich sich selbst eine neue Burg verschaffen, so war die Errichtung der Stadtmauer in einem ersten Arbeitsschritt nur konsequent. Der Bergfried steht innerhalb eines kleinen Hofes, an den nach Gorfer die mittelalterliche Küche anschloss und innerhalb dessen sich noch die Schöpföffnung der Zisterne befindet. Ein Aquarell Albrecht Dürers von 1494 (British Museum) dokumentiert auf dem Turm ein pagodenförmiges Kegeldach aus der Zeit von Bischof Georg Lichtenstein (1390–1419).<sup>9)</sup>



Triest, Castello di Buonconsiglio, Gesamtanlage von Westen

mit einem Kranz von Schwalbenschwanzzinnen ab, der zwischen den Fenstern des ersten Obergeschosses an mehreren Seiten der Burg freigelegt wurde. Ob diese Zinnen zum ersten Bau der Burg des zweiten Viertels des 13. Jahrhunderts gehören oder erst einige Zeit später aufgesetzt wurden, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, da die Zinnen heute verputzt sind; der Putz zeigt einen Unterschied zum ursprünglichen Mauersockel, doch kann dies an der Restaurierung liegen.

Die der Stadt zugewandte nordwestliche Ecke der Burg wird durch ein rechtwinkliges Obergeschoss eingenommen, dessen jüngerer Obergeschoss nach Norden hin einen Erker hat. Die Entstehung seiner Außenwände im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts ist dadurch belegbar, dass sie vom Baumaterial und der Mauerung her den Umfassungsmauern und der Stadtmauer entsprechen. Die Südmauer des Gebäudes, die es von dem renaissancezeitlichen Arkadenhof (1475) abtrennt, setzt sich in Richtung Stadtmauer fort, wie ein romantisches Portal in ihrem Verlauf beweist, das vom Renaissance-Innenhof in den Zisternenhof beim Bergfried führt. Vermutlich handelte es sich also um eine alte Trennmauer innerhalb der Burganlage.

Triest, Castello di Buonconsiglio, Gesamtanlage von Osten, Triest

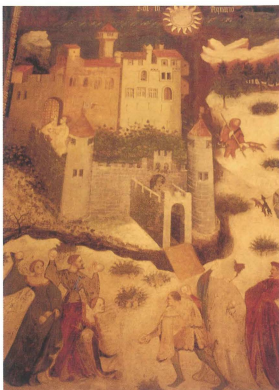
Ein weiteres romantisches Portal führte in den südlichen Rechteckbau der hochmittelalterlichen Burg, bei dem es sich der Größe nach vermutlich um einen Saalbau gehandelt hat. Dieser scheint ursprünglich über dem Keller nur ein einziges Geschoss besessen zu haben. Der Saalbau überragt im ältesten Zustand die westliche Umfassungsmauer der Kernburg um ein halbes bis ganzes Geschoss, wie an den Baufugen der Westseite zu erkennen ist. Das spätromantische Portal ist mit einem Quadergewände ohne Profil versehen, hat jedoch einen „schwellenden Bogen“, der die Datierung in der ersten Hälfte bis Mitte des 13. Jahrhunderts grundsätzlich unterstreicht. Die Mauer des an die Stadtmauer angesetzten Ostflügels läuft stumpf



Vergleichbares Quadermauerwerk hat auch der untere Teil des stadtsseitig dem Bergfried vorgelagerten Flügels, der mit der unteren Reihe von Schwalbenschwanzzinnen abschließt. In den meisten dieser Zinnen befand sich mittig eine Schießscharte. Insgesamt schloss die Umfassungsmauer der Burg

<sup>9)</sup> Gorfer 1985 ff., Bd. 3 1990, S. 72, 74; Abb. Castelnovo 1995, S. 20

Buonconsiglio,  
Fresko im Adlerturm:  
Burg Stenico um  
1400



gegen dieses Portalgewände und muss daher einer jüngeren Bauphase angehören.

Die Kernburg wurde mindestens zweimal aufgestockt, wie besonders deutlich an der Westseite zu sehen ist. Seitlich der Fenster des zweiten Obergeschosses, also unter der venezianischen Loggia, ist hier ein weiterer Zinnenkranz mit Schwalbenschwanzzinnen erhalten. Die Loggia lässt sich mit der inschriftlichen Datierung des Hofes von 1475 identifizieren und ist einer der frühesten Renaissancebauten in der Region.<sup>90)</sup> Es ist sicher kein Zufall, dass sich Albrecht Dürer auf seiner Reise nach Venedig 1494 gerade diesem Bauwerk zugewandt hat und dabei die umfangreiche Aufstockung des Alten Palastes samt seiner venezianischen Loggia und den Erkern darstellte. Dieser Bauteil aus neun Arkaden auf der Außenseite – unter einem weiteren Zinnenkranz – gehört zu den modernsten Architekturelementen jener Zeit und ist für einen Burgenbau ganz ungewöhnlich. Dementsprechend muss der jüngere der beiden Zinnenkränze unter der Loggia im 14. oder in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sein. Die beiden Wohnbauten des 13. Jahrhunderts – westlich und südlich des Bergfrieds – wurden im 14. und 15. Jahrhundert nur umgebaut und zuletzt durch den Arkadenhof verbunden. Das spitzbogige Haupttor in den Renaissancehof kann seiner Form nach nicht ursprünglich sein, es muss mit großer Sorgfalt eingeflickt worden sein, und zwar kaum vor dem 14. Jahrhundert. Die anschließende Mauer, an der Außenseite etwas unregelmäßig, im Hof sehr lagerhaft reicht unter den südlichen Flügel. Die nördliche Hofmauer des Südflügels stößt stumpf gegen

diese Hofmauer, muss also einer zweiten Bauphase bzw. Bauetappe angehören.

Im mittelalterlichen Südflügel befindet sich im zweiten Obergeschoss der Bischofsaal mit den ab etwa 1475 unter Bischof Hinderbach entstandenen Bischofsfresken<sup>91)</sup> sowie einem Kamin an der Südseite. Der Vorsaal ist durch eine schmale Mauer abgetrennt, vermutlich erst seit dem 18. Jahrhundert. Wahrscheinlich war der Saal ursprünglich ungeteilt. Ein spätgotisches Portal führt vom Bischofsaal in den Zwischenbau Richtung Bergfried mit dem Wohnraum des Bischofs Hinderbach. In diesem Raum ist die erneuerte Decke mit Blendmaßwerk und dem Tiroler Adler übermalte. Die spitzbogige Verbindungstür passt nicht zu den Renaissanceformen der Hofarkaden und macht eine Erneuerung eines älteren Flügels um 1475 wahrscheinlich. Es folgt in diesem Bauteil der holzgetäfelte Vorraum zur Kapelle mit einer Täfelung des 16. Jahrhunderts, der Raum selbst entstand im 15. Jahrhundert. Die Kapelle hat ein spätgotisches Gewölbe mit dem Wappen von Johannes Hinderbach (1472).

### Magno Palazzo

Der Neue Palast (Magno Palazzo) ist mit einem Abstand von mehr als zehn Metern südlich neben die alte Burg gesetzt. Der tiefe Graben zwischen Altem und Neuem Palast, also an der Südseite der Kernburg, wird lediglich auf der Stadtmauerseite durch die den Graben hinwegziehende Stadtmauer abgeschlossen und blieb bis heute erhalten; auf der Höhe des Hauptgeschosses (1. OG der alten Burg) entstand eine Brücke zum Neuen Palast. Zu diesem Graben hin sind an der alten Burg noch unterhalb des heutigen ersten Obergeschosses mit Schießscharten versehene Zinnen der ältesten Bauphase erhalten, entsprechend dem Befund auf der Westseite.

Die Stadtmauer auf der Ostseite ist zugleich die Burgmauer. Im Bereich der alten Burg erreicht sie ihre größte Höhe. Der etwas niedrigere Gebäudeteil deckt den Graben südlich der alten Burg und den Kapellenflügel des neuen Schlosses, der nochmals niedrigere Teil der Mauer den Innenhof des Neuen Palastes. Auch auf dieser Seite gibt es zwei ältere Reihen von Schwalbenschwanzzinnen, im Bereich der Kernburg bestehen die untersten Zinnen teilweise aus Kalkstein und teilweise aus Backstein. Unmittelbar darüber sitzt eine zweite Reihe von Schwalbenschwanzzinnen, die in einer dritten Phase zu Rechteckzinnen geringfügig aufgestockt worden sind. Auffälligerweise finden sich in diesem Verlauf der Ringmauer zwei Poternen, beide im ältesten Teil der Stadt- bzw. Burgmauer. Die nördliche sitzt oberhalb des Felsens auf Erdschosshöhe südlich des Bergfrieds, die südliche in einer Felspalte unter der Kapelle des neuen Palastes. Dies dürfte ein Beleg dafür sein, dass der

<sup>90)</sup> A. v. Essenwein, Der Hof im Castello vecchio zu Trient und Die Loggia im Castello vecchio zu Trient in: Mitt. der k. u. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, IV, Wien 1859, S. 100–104 und 156–158. – Essenwein wurde 1864 Erster Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg.

<sup>91)</sup> Gorfner 1985 ff., Bd. 3 1990, S. 115–117. Zur Ausstattung der benachbarten Räume vgl. Serenella Castri, Il decoro pittorico di Castello vecchio sotto il governo di Johannes IV Hinderbach in: Castelmnuovo 1996, S. 88–107





Beseno, Luftbild der Burg mit Blick nach Süden

neue Palast eine ältere Vorburg ersetzt, denn mit Sicherheit war das Gelände zwischen der alten Burg und dem Adlerturm niemals städtisch.

Grundsätzlich hat also die gesamte Burganlage zwei durch Schwalbenschwanzzinnen abgeschlossene Bauphasen sowie eine dritte Bauphase, die an der Westseite Schwalbenschwanzzinnen und an der Ostseite Rechteckzinnen hat. Die Beobachtung von drei großen Bauphasen, unbeschadet von der Frage, ob die ältesten Schwalbenschwanzzinnen zur ältesten Burgenphase gehören oder etwas später in einem zweiten Bauabschnitt entstanden sind, entspricht sich somit an allen Fassaden. Die älteste Phase können wir in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts datieren, die jüngste in die Zeit um 1475.

### Adler- und Falkenturm

Einen Anhaltspunkt für die Datierung der Zwischenphase liefert der Adlerturm. In seinem ursprünglichen Zustand war er nur ein schmaler Schalenturm, auf der Außenseite mit der Stadtmauer bündig und auf der Stadtseite um die Breite von anderthalb Zinnen gegenüber der Stadtmauer vorragend. Er war ursprünglich ein Geschoss niedriger als heute und nur halb so tief. Den Ausbau kann man aufgrund der erhaltenen Fresken im zweitobersten Geschoss in die Zeit gegen 1400 datieren. Dieses Geschoss wird durch ein profiliertes Kreuzstockfenster beleuchtet. Ein entsprechendes Fenster befindet sich am Unteren der beiden Turmgewölbe des zwischen Adlerturm und Kernburg gelegenen Falkenturms sowie im Bereich der ersten

Aufstockung des nordwestlichen Flügels der alten Burg. Dort überschneiden sich die Fenster mit den aufgestockten ältesten Schwalbenschwanzzinnen. Im Geschoss darüber gibt es allerdings ähnliche, jedoch weniger gestreckte Kreuzstockfenster, die sich mit den aufgestockten Zinnen überschneiden; eventuell stammen sie aus der Zeit um 1475 oder aber wir haben es hier mit einer doppelten Aufstockung zu tun. Die gestreckten Kreuzstockfenster können wir in die Zeit gegen 1400 und den damaligen umfangreichen Ausbau der Burg datieren.

Die Entstehung des Neuen Palastes südlich der alten Burg in den Jahren von 1520–1530 ist im Einzelnen gut und umfassend dokumentiert, nicht zuletzt auch was seine reiche förmliche und künstlerische Ausstattung angeht. Sie umfasst jedoch einen ungewöhnlichen Bauteil, der in der Ansicht als halbrunder Ausbau, im Grundriss dann aber tatsächlich als vollrunder Turm erscheint. Früheren Besuchern hat man diesen Bauteil offenbar nicht zugänglich gemacht; so zeichnet Heinrich Schickhard die Ostfassade des Palastes, die teilweise von der um 1520–1530 entstandenen rondellierten Mauer verdeckt ist, spätere Zeichner haben daher den runden Turm an der Südseite des Neuen Palastes als halbrunden Erker wiedergegeben, da sie sein Untergeschoss nicht sehen konnten. Im heutigen Zustand ist das Sockelgeschoss dieses Turmes geböschet und mit Diamantquadern versehen. Dies entspricht dem Neuen Palast und dürfte auf den Umbau um 1520–1530 zurückzuführen sein. Im oberen Geschoss hat der Turm ein repräsentatives Doppelfenster, seitlich einige Einzelfenster, die in



Beseno, großer Innenhof mit Blick auf einen „Scheinturm“

Beseno, Grundriss mit Baualtersangaben:

- 12. Jh.
- ▨ um 1200
- ▧ 14. Jh.
- 16./17. Jh.

der Gestaltung ebenfalls dem Neuen Palast entsprechen. Seitlich des Doppelfensters wurden jedoch vor einigen Jahren Rundbogenarkaden mit sorgfältigen Quadersockeln freigelegt. Der Turm ist also älter als der neue Palast und wurde diesem lediglich angegliedert. Seine Entstehung mit frühen Renaissanceformen scheint ebenfalls in die Zeit um 1475 zu fallen und damals dürfte er als frei stehender Batterieturm mit einem repräsentativen Obergeschoss errichtet worden sein.<sup>13)</sup> Seine Angriffskraft richtet sich eindeutig gegen die Stadt und nicht gegen das Umland.

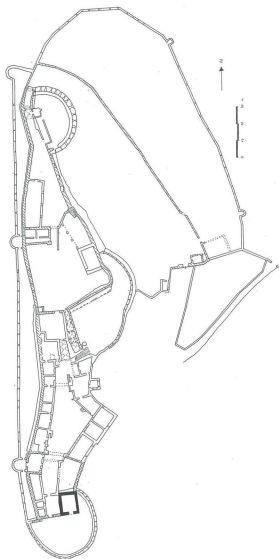
Inventare sind erst ab dem 16. Jahrhundert erhalten und lassen für den Magno Palazzo die Anordnung von Raumgruppen erkennen. Immer liegen eine beheizbare Stube („stua“) und eine Kammer nebeneinander. Vermutlich hat diese hochmoderne Raumanordnung Vorläufer in der Zeit um 1400, doch fehlen dazu bislang Untersuchungen.

### Beseno – größte Anlage Tirols

Eine Familie von Beseno wird 1171 erstmals erwähnt.<sup>14)</sup> 1303 ging die Burg an die Herren Castelbarco und 1460 an die Tiroler Landesherren über, die ihrerseits zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Grafen Trapp mit der Burg belehnten; diese blieben bis 1972 Eigentümer von Beseno.

Die lang gestreckte Burg von Beseno gehört flächenmäßig zu den größten Anlagen des Alpenraumes, nicht zuletzt durch die jüngste, in das 16. Jahrhundert zu datierende Erweiterung mit einem äußeren Zwinger und drei Bastionen, von denen die neben dem Nordtor „1534“ datiert ist. Der älteste Teil der heutigen Burganlage ist verhältnismäßig klein. Er beschränkt sich auf die südliche Gebäudegruppe und dürfte von der Fläche her kaum 5 % der Gesamtanlage ausmachen. Hierbei handelt es sich um einen Wohnturm. Verglichen mit den hohen Bergfrieden anderer Tridentiner Burgen fällt der Turmcharakter aber kaum auf. Er nimmt die Südostecke der Gesamtanlage ein, der später nur die Südbastion vorgelagert wurde. Ihm

gegenüber bildet ein nordwestlicher Bau von etwa gleicher Grundfläche das zweite rekonstruierbare Gebäude der ältesten Phase der Burg. An der diese beiden Gebäude verbindenden Mauer befanden sich wahrscheinlich weitere Gebäude. Die Gründungsphase ist derzeit kaum genauer zu datieren. Der Wohnturm weist ein rundbogiges Portal im Obergeschoss auf, verschiedentlich finden sich innerhalb der Kernburg Buckelquader an den Gebäudeecken und im Innern des Wohnturms lassen sich Fischgrätenmauerungen des Bruchsteins erkennen. Eine Datierung ist damit sowohl in der Phase der Erstnennung um 1170 als auch noch nach 1200 denkbar.



In zwei Phasen wurde die Burg über den gesamten Höhenrücken erweitert, wobei zunächst der große südliche Ehrenhof ummauert wurde, anschließend eine erste Vorburg nördlich davon entstand, die mit zwei „Scheintürmen“<sup>15)</sup> die Burg nach Norden sichert. Schließlich entstand die nördliche Vorburg. Mit ihr gleichzeitig dürfte ein großer Torzwinger errichtet worden sein, der sich an der

<sup>13)</sup> Zu Recht im Baualtersplan Ezio Chini 1985, S. 87

<sup>14)</sup> Gorfer 1992, S. 81; Gorfer 1985 ff., Bd. 4, 1994, S. 253–476

<sup>15)</sup> Im Italienischen „Falsa torre“ = Scheinturm, im Gegensatz zu „Torre aperta“ = Schalenturm

Ostseite vor die gesamte Nordhälfte der Burg legt. Die westliche Seitenmauer der nördlichen Vorburg hat zum Hof hin einen Pietra-Rasa-Putz, also ein unregelmäßiges Fugennetz im Kalkputz über den Bruchstein, der vermutlich in das 14. Jahrhundert zu datieren ist. Ein etwas jüngerer Putzbefund befindet sich in der zuletzt erwähnten Zwingeranlage nahe dem äußeren Eingangstor, dort gibt es einen regelmäßigen Quaderputz, der in das spätere 15. oder 16. Jahrhundert gehört.

Eck-Buckelquader haben auch die beiden „Scheintürme“, die die mittlere Vorburg von der nördlichen trennen. Diese turmartigen Gebäude bestehen jeweils nur aus zwei im rechten Winkel zueinander errichteten Mauern und haben einen oberen Zinnenabschluss. Von der Außenseite wirken sie wie Wehrtürme, von der Innenseite erkennt man, dass es sich lediglich um leicht erhöhte Ringmauerstücke handelt. Vermutlich entstanden sie trotz der Buckelquader erst im 14. Jahrhundert. Die Mauer, die den Nordteil der Kernburg von der mittleren Vorburg trennt, hat in einer geringen Höhe oberhalb der Hoffläche Zinnen mit dreieckigen Schwalbenschwänzen, die Aufmauerung dieses Mauerteils ist in das 15. oder 16. Jahrhundert zu datieren und bereits für Feuerwaffen ausgelegt. Das Tor zum nördlichen Teil der Kernburg ist spitzbogig.

Es handelt sich in Beseno also um eine hochmittelalterliche Kernburg mit einer nördlich davon angelegten Erweiterung sowie zwei nördlichen Vorburgen. Diese insgesamt vier Teile, die jeweils durch Mauern voneinander getrennt waren, gehören alle zur mittelalterlichen Bausubstanz, auch wenn eine genauere zeitliche Einordnung der Vorburgen innerhalb des 14. und 15. Jahrhunderts derzeit noch nicht möglich ist. Der erwähnte Pietra-Rasa-Putz nahe dem nördlichsten der Vorburg-Tore spricht jedoch dafür, dass diese Längsausdehnung der Burg bereits früh im 14. Jahrhundert erreicht worden war. Diese wenigen Daten dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die mittelalterlichen Bauteile aus zahlreichen Einzelbauphasen bestehen. Am auffälligsten ist, dass das in anderen Tridentiner Burgen klassische Element des Wehrbaus fehlt, nämlich der Bergfried. Andererseits wurde die Höhenburg im 16. Jahrhundert, selbst noch im 17. Jahrhundert modernisiert und mit neuen Bauteilen und Einbauten versehen. Noch für die Zeit um 1600 lassen sich an einigen ruinösen Wohnbauten im Norden der Kernburg Quaderputz und ornamentale Wandmalereien feststellen.

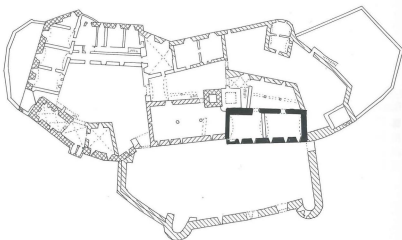
### Stenico – Bischofsburg in Judikarien

Die Burg von Stenico wurde im 12. Jahrhundert von Bischof Adelpret II. an einen Adligen Bozone (von Stenico) verlehnt. 1267 übernahm vorübergehend Meinhard II. von Tirol die Burg, die jedoch



zum Ende des Jahrhunderts wieder an die Bischöfe von Trient zurückging. Stenico ist eine besonders eindrucksvolle Burganlage des endenden Hochmittelalters. Um 1400 erscheint sie auf einem Fresko im Adlerturm in Trient als beherrschendes Bildmo-

Stenico, Alter Wohnbau (links) und Erweiterung



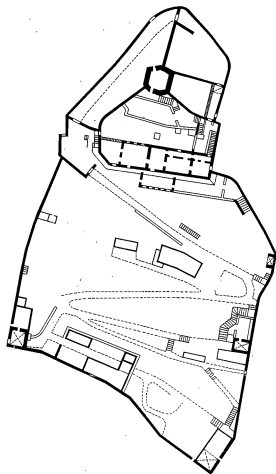
tiv. Modern war damals allerdings nur der heute noch erhaltene Torzwinger mit den beiden Rundtürmen. Die Wohnbauten sind deutlich älter, sie stammen aus dem 12. Jahrhundert (Altes Haus) und der Zeit um 1230 (Neuer Palas). In das späte 12. Jahrhundert ist der Bergfried zu datieren, an den der Neue Palas angefügt wurde. Auch die Burgkapelle und die Vorburg sind noch romanisch, die weiteren Umbauten hingegen stammen aus der Zeit der Bischöfe Hinderbach und Cles; kurz vor 1400 entstand vor allem der Torzwinger.

Die Burg von Stenico weist in größerem Umfang noch hochmittelalterliche Bausubstanz auf. Die Datierungen der verschiedenen Bauteile im jüngsten Führer des Tridentiner Landesmuseums, auf den Baualtersplänen im Museum selbst sowie in der älteren Publikation von Anita Piffer<sup>19)</sup> weichen stark voneinander ab. Ausgangspunkt für eine gesicher-

Stenico, Grundriss mit Baualtersangaben:

- 12. Jh.
- ▨ um 1200
- ▩ um 1230
- ▧ vor 1400
- 16./18. Jh.

<sup>19)</sup> Adamoli, Il Castello di Stenico, 1993; Piffer 1985



Drena, Grundriss mit  
Baualtersangaben:

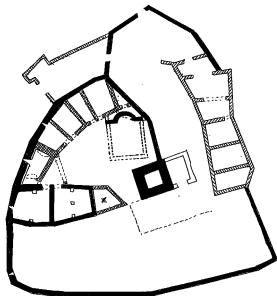
- 12./13. Jh.
- ▣ 14. Jh.
- ▤ 15. Jh.
- ▥ 16. Jh.

tere Einschätzung kann der sorgfältige Quaderbau sein, der mit seinen leicht spitzbogigen „schwelleden“ Bögen an den Portalen in das erste Drittel des 13. Jahrhunderts zu datieren ist. Seine Fassade zum jüngeren Torzwinger ist in den unteren Geschossen mit kleinen Schlitzfenstern versehen, im oberen Saalgeschoss gibt es gekuppelte Rundbogenfenster. Gleichzeitig mit diesem Palast wurde das Tor in die Vorbürg errichtet. Die Mauer, die die Vorbürg von der Kernburg trennt, ist ihrer heutigen Substanz nach hingegen renaissancezeitlich. Der Neue Palas umschließt den schlanken, wenig älteren Bergfried, der teilweise in den Hof der Kernburg hineinragt. Der Bergfried hat nach allen Seiten, also auch zum Untergeschoss des Palastes hin Buckelquader und ist eindeutig älter. Seine Datierung ins 14. Jahrhundert (Adamoli) entbehrt jeder Grundlage, wie schon Piffer 1985 erkannt hat.

Westlich des Neuen Palas steht auf der höchsten Stelle des Felsens ein schmales rechteckiges Gebäude, das durch einen gleich breiten Anbau unter Bischof Hinderbach 1477 auf seine heutige Größe gebracht wurde. Der mittelalterliche Kern dieses Gebäudes hatte Eckbuckelquader und muss vor dem Neuen Palas entstanden sein. Hierbei dürfte es sich um den Alten Palas handeln, den vermutlich Bozone errichten ließ. Ob der im Grundriss turmartig wirkende Anbau an diesen Alten Palas, der westlich gleich neben dem eben genannten

Bergfried steht, tatsächlich ein Turm war oder lediglich ein niedriger Bau für eine Zisterne, ist gegenwärtig nicht geklärt. Die weiteren Gebäude der Kernburg im Süden und Westen gehören in ihrer heutigen Erscheinung weitgehend in das 14. und 15. Jahrhundert.

In der Vorbürg ist den bisherigen Bearbeitern bereits das nördliche Gebäude aufgefallen, das im Kern auf die Zeit um 1200 zurückgehen muss. In der Außenmauer des östlichen Gebäudes der Vorbürg wurden bei Bauuntersuchungen auf Höhe des Untergeschosses sowie zwischen dem ersten und zweiten Obergeschoss Zinnen zweier früherer Bauphasen festgestellt, von denen die ältere wahrscheinlich in die Zeit um 1200 und die jüngere in das 14. Jahrhundert zu datieren ist.



### Arco – Stamburg des Geschlechts

Arco selbst befand sich nicht lange vor 1200 im Besitz eines gleichnamigen Adelsgeschlechtes, das dem deutschen König unterstand. Die Burg ist durch eine weitläufige Ringmauer mit der Stadt verbunden. Sie liegt malerisch auf einer Felsnase und ist dadurch weitgehend sturmfrei. Bereits Albrecht Dürer war durch die Lage beeindruckt und hielt sie in einem Aquarell auf seiner ersten italienischen Reise 1494 fest.

Auf halber Hanghöhe ist ein mächtiger Wohnturm erhalten, dessen Kanten aus Buckelquadern mit sauberem Randschlag bestehen. Zwischen barocken Fensteröffnungen sitzen einzelne rundbogige Fenster sowie mehrere Schlitzfenster, die auf eine Bauzeit in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts verweisen. Das unterste Geschoss hat zur Talseite hin schmale Schießscharten. Die Schwalbenschwanzzinnen aus kleinteiligem Bruchstein könnten nachträglich aufgesetzt sein, eventuell erst um 1600. Interessanterweise ist das viergeschossige turmartige Bauwerk nur teilweise massiv, an der

Bergseite hatte es nur an seinen beiden unteren Geschossen eine Mauer, in den beiden oberen Geschossen muss diese Fassade jedoch aus Holz bzw. Fachwerk bestanden haben. In diesen beiden oberen Geschossen sind die Wohnfunktionen zu vermuten.

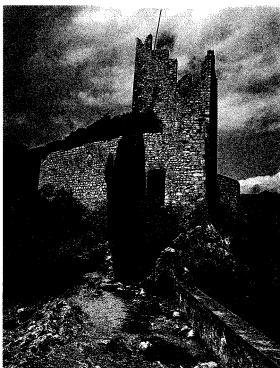
Neben dem Wohnturm sind Spuren weiterer Gebäude erhalten, deren Untergeschosse in den Felsen eingetieft worden waren; zu den Spuren gehören auch die Reste einer Zisterne. Ein in seiner äußeren Erscheinung nach sehr schlicht wirkendes kleines Gebäude weist in einem kleinen Raum eine interessante Freskenausstattung der Zeit um 1400 auf. Die kulturgeschichtlich bedeutenden Wandbilder zeigen verschiedene Spiele sowie Ritterheilige, namentlich St. Georg. Einen Hinweis verdienen die frühen Kritzeleien (Wappen, Schiff, Schriften) des 16. Jahrhunderts.<sup>10)</sup>

Auf der höchsten Erhebung des Bergrückens befindet sich ein Wehrturm. Er dient mehr als repräsentatives Zeichen denn zur Sicherung der Gesamtanlage, vor allem aber erleichtert er den Überblick nach allen Seiten. Eine Ringmauer bildet einen zusätzlichen Schutz für diesen Bergfried. Tatsächlich handelt es sich um ein aus Bruchstein gemauertes Bauwerk mit sorgfältigen Eckquadern. Er hat in den unteren Teilen regelmäßiges geschichtetes Mauerwerk, in den oberen Teilen unregelmäßiges, vielleicht infolge einer Aufstockung. Auffällig ist der homogene Übergang des Mauerwerks in die einzig erhaltene Schwalbenschwanzzinne hinein. Die von Pippke und Leinberger<sup>11)</sup> vorgeschlagene Datierung in die Zeit der Goten um 500 entbehrt jeder vernünftigen Grundlage. Eine Datierung in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts ist wahrscheinlich, der obere Teil dürfte kaum vor 1300 entstanden sein.

### Sabbionara – von Venedig zu Tirol

Die Burg von Sabbionara bei Avio war im 13. und 14. Jahrhundert Lehenstzitz der Familie Castelbarco. 1411 ging die Burg an die Republik Venedig über, die dadurch ihren Machtbereich bis vor die Tore von Trient ausdehnen konnte. Erst 1509 gelang Kaiser Maximilian I. die Übernahme der Burg.

Die Burg erstreckt sich über den Hangrücken und ist zum Tal hin durch ein aus einem quadratischen Turm bestehendes Vorwerk und zum Berg hin durch einen hohen Turm besonders gesichert. Die größte Fläche umfasst die Vorburg aus einer Ringmauer und wenigstens vier Türmen, nämlich zwei Ecktürmen zum Tal hin und zwei Zwischentürmen an der östlichen Flanke der Burgmauer. Keiner dieser Türme ragt aus der Burgmauer vor, es handelt sich also nicht um Flankierungstürme. Die südliche Ringmauer besteht wenigstens aus zwei Bauphasen. Die ältere zeichnet sich durch regelmäßige Schichtung des Mauerwerks aus, teilweise im



Arco, Wohnturm

Fischgrätenverband. Eine Datierung ins 13. Jahrhundert ist daher wahrscheinlich. Die oberen Mauerenteile sind mit Schwalbenschwanzzinnen versehen. Der südwestliche Turm dient als Torturm.

Innerhalb der Vorburg ist nur ein älteres Gebäude erhalten, das heute als „Casa delle Guardie“ bezeichnet wird. Es liegt auf halber Strecke am Weg zum Tor der Hauptburg. Sicher handelt es sich nicht um das Haus der Wache, denn es ist vollständig mit hoch bedeutenden Fresken ausgestattet, die kämpfende Ritterheere und eine Burg zeigen, Letztere übrigens mit umlaufenden Zinnen, aber ohne einen besonders markanten Turm. Neben den weltlichen Darstellungen findet sich noch ein Bild des Hl. Georg mit dem Drachen. Die Fresken entstammen dem späten 14. Jahrhundert.

Die Kernburg nimmt den oberen Teil der Anlage mit dem genannten Turm als zentralem Bauwerk ein. Der Hauptturm steht auf der höchsten Stelle, südlich und östlich von ihm befinden sich die Wohnbauten. Der Weg in die Burg ist westlich um den Turm herumgeführt und beginnt von der Vorburg aus mit einem kleinen und einem großen Torzwinger, erst das dritte Tor führt in den Vorbereich der Kernburg hinein und ein viertes Tor in die Kernburg selbst. Der Turm hat an seiner einzigen Ecke Buckelquader, im Übrigen besteht sein Mauerwerk aus Bruchstein in unterschiedlichen Radian gerundet. Das oberste Geschoss ist durch ein Gesims aus dem 16. Jahrhundert abgegrenzt. Im vierten Stockwerk des Hauptturmes findet sich ein mit Fresken aus der Zeit um 1400 versehener Raum. Die kleinen gemalten Schilde als Sockelbemalung sind in ähnlicher Form u.a. in Schloß Tirol bei Meran (gegen 1400) festzustellen. Dies verdeut-

<sup>10)</sup> Zu Kritzeleien vgl. neuerdings: Detlev Kraack und Peter Lingens: Bibliographie zu historischen Graffiti zwischen Antike und Moderne (Medium Aevum Quotidianum Sonderband 11), Krems 2001.

<sup>11)</sup> Walter Pippke, Ida Leinberger: Gardasee Verona Trentino. Köln 1998, S. 154.



Sabbonara bei Avio,  
Wohnbau

licht, dass dieser Turm bewohnt werden konnte. Da der palastartige Wohnbau gleich alt ist, zeigt sich jedoch, dass hier nicht zunächst eine kleine Anlage nur aus einem Wohnturm bestand, die später vergrößert wurde, sondern frühzeitig Bauten mit unterschiedlichen Funktionen existierten. Der ist also nicht der wehrhafte Kern der Burg, wie es Renato Bazzoni<sup>10)</sup> annimmt. Er ist auch nicht der Zufluchtsort bei langen Belagerungen, wie Aldo Gorfer<sup>11)</sup> behauptet, denn dazu fehlt ihm der Zugang zu Wasser. Wer im großen Turm von Avio Schutz suchte, war von der Zisterne abgeschnitten. Als Zufluchtsstätte wirkt ein solcher Turm wie eine Mausefalle. Zum Tal hin hat der Turm eine rundbogige Tür im ersten Obergeschoss und weiter oben zwei rundbogige Fensteröffnungen, die ähnlich den Eckbuckelquadern eine Entstehung im 13. Jahrhundert erwarten lassen. Gorfer datiert ihn aufgrund des Mauerwerks schon in das 12. Jahrhundert, sicher zu früh; sehr zu unterstreichen ist hingegen, dass er sich mit der Bezeichnung „Mastio“ nicht zufrieden gibt und ihn zusätzlich als „torre grande“ bezeichnet.

Der wichtigste Wohnbau der Burg ist der Saalbau im Süden der Kernburg, der im 14. Jahrhundert mit Fresken ausgestattet wurde und an den sich westlich die Kapelle, gleichfalls mit Freskenausstattung, anschließt. Während der Bergfried nachträglich nur noch um ein niedriges Geschoss erhöht wurde, hat man den Wohn- und Saalbau (Palazzo baronale) erheblich vergrößert. Im ursprünglichen Zustand bestand er nur aus dem viergeschossigen südöstlichen Eckbau, der von der Vorburg aus wie ein Turm wirkt. Das obere Geschoss und der Zinnenabschluss dieses Längsbaus sind eine spätere Zutat, die sich aufgrund der Wandmalereien in das 14. Jahrhundert datieren lässt. Die älteren Bauteile haben Bruchsteine in regelhafter Mauerung, teilweise im Fischgrätenverband. Die Ecken des turmartigen südöstlichen Gebäudes zeigen vereinzelte Buckelquadern, ähnlich der einzigen Ecke des

großen Turmes. Dies ist ein Beleg dafür, dass der große Turm und der Kern des herrschaftlichen Wohnbaus weitgehend gleichzeitig in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden sind. Eine Pforte ermöglicht es, gleich neben der Kapelle vom äußeren Torzwinger in den Hof der Kernburg hineinzukommen, ohne den weiten Torweg um den Hauptturm herum wählen zu müssen. Der östliche Flügel des Wohnbaus weist im Obergeschoss einen Kamin auf. Im Hof vor den beiden Flügeln befindet sich eine Zisterne. Innerhalb des Wohnbaus finden sich Mauerflächen mit Pietra-Rasa-Putz, was ihn teilweise in das 13. oder beginnende 14. Jahrhundert datiert.



Im großen Torzwinger zeichnen sich in der Ringmauer Schwalbenschwanzzinnen einer älteren und einer jüngeren Bauphase ab. Die Aufmauerung dieser Ringmauer ist noch sehr sorgfältig und mit lagerhaftem Mauerwerk gearbeitet, auch hier hat das Mauerwerk teilweise Fischgrätenstruktur. Das dritte Tor der Kernburg ist spitzbogig, die Quermauer dürfte im 14. Jahrhundert gegen die ältere Ringmauer gesetzt worden sein, gleichzeitig mit der Aufstockung der Ringmauer (unten Fuge, oben Verbund). Das Tor war mit Schubriegel und Fallgatter gesichert. Die an den Bergfried stoßenden Mauern scheinen alle nachträglich zu sein, insbesondere gilt dies für die südwestliche und südöstliche Mauer, die auf die Ecken des Bergfrieds weisen. Die Küche könnte dem Bergfried auf der Ostseite vorgemauert sein. Ihr Mauerwerk besteht in den unteren Teilen aus einer sehr regelmäßigen Schichtung, wie sie für das frühe 13. Jahrhundert typisch ist. Das untere Geschoss des Küchenbaus

Sabbonara bei Avio,  
Fresko im Bergfried,  
um 1370–1380

<sup>10)</sup> Bazzoni 1996, S. 22

<sup>11)</sup> Gorfer 1985 ff., S. 183

<sup>12)</sup> Gorfer 1985 ff., S. 166

<sup>13)</sup> Cavada 1990, S. 5



war mit einer Tonne gewölbt. Der obere Bereich enthält den großen Küchenkamin, der vielleicht einer Erneuerung des 14. Jahrhunderts angehört und teilweise mit Backstein gemauert ist.

Insgesamt scheint die gesamte heutige Burganlage in ihrer Grundstruktur ein Produkt der Mitte des 13. Jahrhunderts zu sein; ältere Bauteile wären archäologisch zu ermitteln. Zu dieser vergleichsweise späten Entstehung passt, dass es sich bei dem südöstlichen Turm der Vorburg um einen „Scheinturm“ handelt, bei dem lediglich die beiden äußeren Mauern um ein Geschoss über die Ringmauer erhoben und mit Zinnen versehen sind. Der Torturm war nach Gorferr<sup>20)</sup> ursprünglich ein Schalenturm.

## Drena – romanische Burganlage

In Drena gehört die gesamte von Enrico Cavada ins 15. Jahrhundert datierte Burganlage noch der romanischen Epoche an. Sie besteht aus Bergfried, Kapelle, romanischem Tor und der Ringmauer mit Buckelquadem. Die Burg gehörte im 12. Jahrhundert den Herren von Sejano und wurde 1175 einer – in einer Abschrift des 16. Jahrhunderts überlieferten – Urkunde zufolge an die Herren von Arco verkauft. Zwar zeigen vor- und frühgeschichtliche Befunde, dass der Burghügel bereits lange zuvor besiedelt war, bauliche Zeugnisse finden sich jedoch erst aus der Zeit um 1200 oder dem frühen 13. Jahrhundert. Hierzu gehört namentlich der quadratische Bergfried, der, wie die gesamte Burg, von Enrico Cavada höchst unsicher datiert wird, wenn er einmal schreibt, dass bauliche Überreste der Burg erst aus dem 14. Jahrhundert stammen, ein anderes Mal, dass dieser Bergfried protoromanisch sei, ihn gleich danach mit dem Bergfried der Burg Ried bei Bozen vergleicht. Dieser letzte Vergleich ist zutreffend und bestätigt die Datierung um oder kurz nach 1200. Ob die Fundamente der benachbarten Kapelle, ein Saalbau mit Halbbrundapsis, gleichzeitig oder schon in karolingischer Zeit entstanden sind, kann derzeit nicht entschieden werden.<sup>21)</sup>

Der Grundriss zeigt eine Oberburg, deren Ecke durch diesen Bergfried eingenommen wird, und eine ihr auf zwei Seiten vorgelagerte Vorburg. Das vermauerte Tor in der Vorburg befindet sich in einem Mauerabschnitt aus Buckelquadem, was die

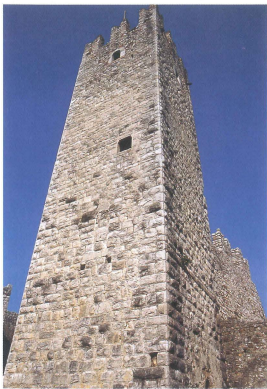
äußere Ringmauer dieser Vorburg grundsätzlich noch in romanische Zeit, vermutlich das frühe 13. Jahrhundert datiert. Die Buckelquader der Mauer sind etwas großformatiger als am Bergfried, der ebenfalls durch seine sorgfältige Buckelquadertechnik auffällt. An der gegenüber liegenden Seite zeigt sich an der Ringmauer eine ältere, übermauerte Schicht von Zinnen, jedoch sind hier die ältere und die jüngere Partie gleichermaßen aus Bruchsteinen gemauert. Die regelmäßige Mauerung der älteren

Partie dürfte für eine Datierung ins 13. Jahrhundert, vielleicht in die erste Jahrhunderthälfte, sprechen. Das Überraschende an der Burganlage ist, dass sie bereits im 13. Jahrhundert eine außerordentliche Größe besaß. Nur der heutige Torzwinger ist eine spätgotische Hinzufügung.

## Resümee

Über die Zeit um 1200 reichen die hier vorgestellten Burgen des Trentino baulich kaum zurück. Die aus vielen Teilen Europas geläufige Entwicklung einer zunächst bescheidenen Adelsburg und erheblichen Vergrößerungen im Laufe des Spätmittelalters

beobachten wir auch in dieser Region, besonders ausgeprägt in Beseno, aber auch in Trient selbst. Allerdings tritt uns nicht „der“ Typ einer Adelsburg im 13. Jahrhundert entgegen. Beseno verfügt als Hauptbau über einen turmartigen Wohnbau, ebenso Arco, wo es zusätzlich einen Bergfried gibt. Sabbionara hat einen großen Hauptturm, der als Bergfried dient und eine eingeschränkte Wohnnutzung aufweist. In Trient steht ein voluminöser Bergfried, in Drena ein vom Volumen her durchschnittlicher, aber in einer besonders sorgfältigen Bautechnik errichtet, in Stenico ein schlanken Bergfriedlein. Dabei ist Stenico mit seinem älteren und mehr noch dem etwas jüngeren (um 1230) Saalbau besonders repräsentativ. So überraschend klein die Kernburg von Beseno ist, so unerwartet groß ist jene von Drena. Die wichtigsten Erweiterungen der Burgen dürften im 13. und frühen 14. Jahrhundert erfolgt sein, schnell erreichten die Burgen ihren heutigen Umfang. In der Zeit um 1400 ergänzte man vor allem repräsentative malerische Ausstattungen (Trient, Arco, Sabbionara), im 15. und 16. Jahrhundert Bastionen und Außenbefestigungen.



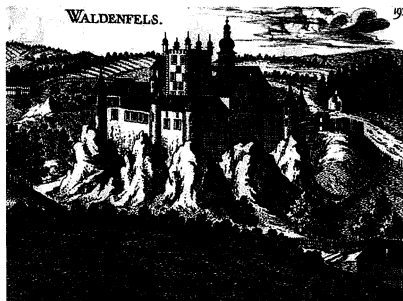
Drena, Bergfried

Literatur:  
Adiamoli, Antonello, *Il Castello di Stenico*, Trient 1993  
Bazzoni, Renato, *Il Castello di Sabbionara d'Avio*, o.O. 1996(4)  
Billler, Thomas, *Die Adelsburg in Deutschland*, München/Berlin 1993, 1998(2)  
Castelnuovo, Enrico (Hrsg.), *Il castello del Buonconsiglio*, 2 Bde., Trient 1995 und 1996  
Castri, Serenella, *La camera d'Amore in Enrico Castelnuovo* (Hrsg.): *Castellum Ava*, *Il castello di Avio e la sua decorazione pittorica*, Trient 1987, S. 199–221  
Cavada, Enrico, *Castel Chini*, Ezio (Hrsg.), *Bernardo Cles e l'arte del rinascimento nel Trentino*, Mailand 1985  
Dal Prà, Laura (Hrsg.), *Un Museo nel Castello del Buonconsiglio*, Trient 1995  
Gorferr, Aldo, *I Castelli del Trentino*, Guida, 4 Bde., Trient 1985–1994  
Gorferr, Aldo, *Il Castello di Beseno nel Trentino*, Trient 1979, 1992(4)  
Großmann, G. Ulrich, *Burgen in Europa*, Mailand/Regensburg 2005  
Piffer, Anita, *Il Castello di Stenico*, Trient 1985  
Tabarelli, Gian Maria, *Castelli Rocche e Mura d'Italia*, Busto Arsizio 1983  
Tabarelli, Gian Maria/Flavio Conti, *Castelli del Trentino*, Novara 1981  
Trapp, Oswald, *Tiroler Burgenbuch Band I–IX*, Bozen/Wien, 1972–2003  
Trapp, Oswald/ Waltraud Palme/Magdalena Hörmann, *Burgenhormann*, Burgenhormann in Tirol in: *Tiroler Burgenbuch VIII*, S. 311–361, S. 346–351  
Turriani, Romano, *Führer durch die Burg von Arco*, Arco o.J. (ca. 1996)  
Weingartner, Josef, *Tiroler Burgenkunde*, Innsbruck/Wien 1950  
Weingartner, Josef, *Bozener Burgen*, Innsbruck 1922

# Schloß Waldenfels in Oberösterreich

Die bauliche Entwicklung

Patrick Schicht



Georg Matthaeus Vischer, Topographia Austriae Superioris Moderna

Das verträumt nahe der böhmisch-österreichischen Grenze gelegene Schloß Waldenfels stellt in seiner räumlichen Ausdehnung und der Verschmelzung von Bauphasen des Mittelalters bis in die jüngste Vergangenheit eine große Herausforderung für die interdisziplinäre Forschung dar.

Als im Jahr 2001 der heutige Besitzer Dominik Grundemann das Schloß übernahm, stand er zunächst vor dem scheinbar unlösbaren Problem, ein leer stehendes und wirtschaftlich kaum nutzbares Gebäude finanziell erhalten zu sollen. In einer beispielhaften Aktion begeisterte er einen großen fachübergreifenden Kreis von Experten, um zunächst die historische und wirtschaftliche Bedeutung der Herrschaft zu erfassen, bevor auf dieser Grundlage Pläne für die Revitalisierung und Nutzung erstellt werden.

Als Teil dieses wissenschaftlichen Konzeptes erstellte der Autor in den Jahren 2002 bis 2003 im Rahmen einer Diplomarbeit am Wiener Institut für Kunstgeschichte sowohl eine Dokumentation des Bestandes<sup>1)</sup> als auch eine bauanalytische Auswertung der einzelnen Bauphasen, deren Ergebnisse hier vorgestellt werden sollen<sup>2)</sup>.

Der umfangreiche Baukomplex liegt auf einer schmalen Felsrippe des Böhmisches Hochplateaus, die durch zwei kleine seitliche Bacheinschnitte zu einem Bergsporn isoliert wird. Somit bildet die Topographie einen natürlich geschützten Bauplatz, der nur bergseitig direkt in das leicht ansteigende

Gelände übergeht. Die Schloßgebäude gliedern sich ringförmig um einen zentralen, heute unbebauten Felskopf, östlich liegt der mehrflügelige Hauptbau, nördlich ein komplexer Wirtschaftsbereich südwestlich liegen Gartenterrassen.

Die erste urkundliche Nennung der Ortschaft Reichenenthal findet sich 1357, die erste explizite Erwähnung der vest Waldenfels erfolgte 1380.<sup>3)</sup> Das überwiegend bewaldete, nur spärlich besiedelte Grenzland wurde im 12. und 13. Jahrhundert in mehreren Wellen kolonisiert, wobei neben den Herzögen von Österreich auch das Bistum Passau wichtige Positionen innehatte. Unter den frühen Habsburgern wurde das Gebiet systematisch urbar gemacht bzw. herrschaftlich vereint. Trotz früher Nennungen der benachbarten Siedlungen gibt es für diese Zeit keinerlei verlässliche Hinweise auf einen älteren Sitz in Waldenfels.

## Die Gründungsburg

Im Zentrum des polygonalen Schloßareals befindet sich ein hoher Felskopf, dessen Bebauung um 1809 weitgehend abgetragen wurde. Lediglich an der Nordseite blieben zwei bis zu fünf Meter hohe Fundamentreste als Futtermauern erhalten. Diese etwa 14 Meter langen Fluchten erlauben gemeinsam mit spärlichen Fundament- und Felsauflagerresten sowie historischen Ansichten die Rekonstruktion eines monumentalen fünfeckigen Bergfriedes, dessen wohl keilförmige Spitze gegen die Bergseite gerichtet war. Dank des charakteristischen Kompartimentmauerwerks und typologischer Vergleiche lässt sich dieser Bau dem mittleren 14. Jahrhundert zuordnen. Dazu passt eine 1330 ausgestellte herzogliche Erlaubnis, in der Region an passender Stelle eine Burg zu errichten. Der historische Kontext deutet auf die gezielte regionalpolitische Aufgabe, im nach Unabhängigkeit strebenden Großbesitz der Schaunberger sowie der verwandten Rosenberger einen landesfürstlichen Stützpunkt entgegenzustellen, um so den herzoglichen Gebietsanspruch zu „untermauern“. Diese Aufgabe wurde demnach an die mit den Habsburgern von Schwaben eingewanderten Wallseer übertragen, die sie an die lokalen Ritter von Harrach übergaben. Diese Familie ist auch zuerst in der Siedlung begütert, schon bald dürfte es jedoch zum Besitzwechsel gekommen sein, 1380 gehört die Herrschaft bereits der Familie Waldburg.

<sup>1)</sup> Neben der Dokumentation der erhaltenen Teile in Plan, Bild und Schrift wurden historische Ansichten und Fotos inventarisiert, archäologische Sondagen durchgeführt und an der Hochburg fotografisch unterstützte steingerechte Wandabwicklungen erstellt.

<sup>2)</sup> Die historischen Daten entstammen großteils einer parallel erstellten Diplomarbeit von Klaus Birngruber an der Universität Passau (Fakultät für Mittlere und Neuere Geschichte, eingereicht 2003).

<sup>3)</sup> OÖUB 7, 480, Nr. 173 bzw. OÖUB 10, 720, Nr. 22



Ansicht von Schloß Waldenfels aus nord-westlicher Richtung, dieselbe Perspektive wie bei Vischer

### Die Hochburg mit Zwinger

Direkt an den Turm schließt ein ebenfalls nur als Futtermauer erhaltener Mauerzug an, der auf zehn Meter Länge bis zu vier Meter hoch erhalten ist. Ein sorgfältiger Eckverband sowie weitere Hinweise im Gelände lassen einen rechteckigen Baukörper vermuten, der dem Turm an der Rückseite angestellt war. Dadurch bietet sich die Rekonstruktion einer kleinen Ringmauer an, wie sie regional öfter zu beobachten ist. Aufgrund der ähnlichen Mauertechnik in etwas größerer Struktur könnte der Anbau unmittelbar bzw. bald nach dem Turm entstanden sein. Das wird auch durch die Lage des Turmes am Abhang indiziert, wodurch der Gipfelbereich wie für einen kleinen Hof vorbereitet scheint. Aus architektonischer Sicht zeigte Waldenfels somit im 14. Jahrhundert das klassische Aussehen einer Kleinadelsburg auf isoliertem Felsporn, der durch einen monumentalen Turm dominiert wurde.

Auf drei Seiten blieben unterhalb der Kernburg auf dem steilen Felskopf lange, stark verwitterte Mauerzüge erhalten, die im Norden in geringem Abstand parallel verlaufen, im Süden aber einen hofartigen Raum eingrenzen. Obwohl größere Teile fehlen, kann hier eine ehemals umlaufende Zwingeranlage rekonstruiert werden, die an der Turmkante offenbar einen rampenartigen Torweg einschloss. Gleichzeitig dürfte eine Aufstockung der Hochburg zu einem großen hausförmigen Turmkomplex erfolgt sein, der heute nur anhand historischer Abbildungen zu belegen ist. Die erhaltenen Mauern deuten auf eine Entstehung um 1400. In dieser Zeit scheint ein Hanns von Starhenberg gesessen zu Waldenfels auf. Dieser überregional bedeutenden Familie ist wohl der Umbau des kleinen Turmes zu einer standesgemäßen, relativ geräumigen Wohnburg zu verdanken.

### Die Unterburg

Der Kernburg ist im Norden der so genannte Wirtschaftshof vorgelagert, der als relativ ebene Terrasse ca. zwölf Meter unter dem Gipfelplateau bzw. etwa zehn Meter über dem darunter ansetzenden Hang liegt. Hier münden außen vier hohe Felstürme, die ursprünglich als isolierte Rippen vor die Kernburg ragten. Sie wurden bei einer Erweiterung der Burg durch Sperrmauern verbunden und der Hang zu einer Hofterrasse aufgeschüttet. Die Felsköpfe selbst erhielten in einer späteren Ausbaustufe vier halbrund vortretende Türme, von denen sich zwei erhalten haben, ein dritter ist auf historischen Fotos dokumentiert bzw. anhand der Radienansätze erkennbar. Dadurch entstand eine 65 Meter lange, repräsentativ zur Talseite – und somit zur Siedlung – ausgerichtete Schauffront, die gekonnt die topographisch vorgegebenen Felsformationen zur Machtdemonstration nutzte. In diese Zeit könnte auch die Bestückung des Hauptturmes mit kleinen Ecktürmchen zu zählen sein, die nur auf historischen Ansichten dokumentiert ist.

Sala Terrena mit Tuffsteingrotte



Anlage aus dem Süden gesehen



Das grob zugerichtete Bruchsteinmauerwerk der erhaltenen Mauern und Türme lässt sich regional in die Zeit um 1500 einordnen. Tatsächlich findet sich 1526 ein Brief an den Kaiser, worin die Pfleger um Geld für fortlaufende Arbeiten bitten, 1550 wird festgestellt, dass in 43 Jahren 800 fl. am Schloß verbaut wurden. Aus den Urkunden lässt sich somit für das frühe 16. Jahrhundert eine groß angelegte Bautätigkeit rekonstruieren, wobei vor allem die explizite Nennung von zwei neuen Brücken auf zusätzliche Mauerkränze deutet. Anlass für den Ausbau könnte die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung geboten haben, als der lokale Adel seine Rentenherrschaften zu gewinnbringenden Betrieben mit Eigenwirtschaft ausbaute. Einen weiteren Grund könnte das deutliche Bekenntnis der Pfandinhaber zur Reformation gegeben haben, in deren Rahmen der politisch erstarkende Landadel als potenter Förderer und Beschützer des neuen Glaubens auftrat.

### Der Gerichtsbau

Südwestlich unterhalb der Hochburg hat sich am Ende einer schmalen Hangterrasse ein mehrstöckiges Gebäude erhalten, das durch Baufugen in mehrere Etappen zu gliedern ist. Demnach wurde hier zunächst eine Zwingerterrasse angelegt, die bald durch einen Wirtschaftsbau zur Hälfte belegt wurde. Der vollständig erhaltene Bau zeigt bei 20 Meter Länge große, pfeilergestützte, teilweise kreuzgratgewölbte Räume, seine regelmäßigen Fensterfolgen werden durch Sgraffittobänder begleitet. Die Anlage deutet auf einen typischen Zehentkasten, der durch die kunsthistorisch datierbaren Fenster, Türen und Pfeilerformen dem mittleren 16. Jahrhundert zuzuordnen ist.

Weit bemerkenswerter ist allerdings ein Umbau zum Gerichtsbau im frühen 17. Jahrhundert. Damals wurde ein Vorbau mit Stiegenhaus und drei integrierten Einzelzellen errichtet, die durch starke

Granitquader und enge Lüftungsschächte charakterisiert sind. Das Untergeschoß wurde als große Gemeinschaftszelle umgewidmet. Hier haben sich zahlreiche Rötel-Inschriften erhalten, die neben Namenkritzeleien auch Bibelsprüche, Tageszählungen (so genannte Gefangenenkämme) und Jahreszahlen – ab 1643 – aufweisen. Die Entwicklung ausgeklügelter Gefängnisse ist – entgegen der romantischen Vorstellung des 19. Jahrhunderts – (in Mitteleuropa) erst seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert fassbar, zuvor begnügte man sich bei den ausschließlich gelegentlichen Gefangenen- bzw. Geiselnahmen mit untergeordneten, verschließbaren Räumen jeglicher Art. Um 1600 tauchen regional auffällig häufig ähnliche Zellen auf, etwa auf Altpernstein und Eschelberg in Oberösterreich, Füssen, Staufenack und Wülzburg in Deutschland.

Turm mit Zwiebelhelm



Ein gut erhaltener Gerichtssaal findet sich auf Schloß Greillenstein in Niederösterreich, ähnlich dürfte auch das Hauptgeschoß gestaltet gewesen sein, somit lässt sich auch in Waldenfels ein vollständig erhaltener Verwaltungs- und Gerichtsbau des frühen 17. Jahrhunderts belegen, der mit zweischiffigem Verhandlungssaal und mehreren Zellen unterschiedlicher Größe großzügig ausgestattet war.

## Der Schloßbau

Fast die Hälfte des heute verbauten Areals wird von den Trakten des großen Osthofes eingenommen, der sich im Wesentlichen unverändert erhalten hat. Aufgrund einiger Baufügen und Konzeptänderungen sind einzelne Bautappen feststellbar, die jedoch zu einem harmonischen Gesamtbild vereinigt sind.

Anhand der im Keller und an den Außenseiten teilweise einsehbaren Mauerstrukturen lässt sich bereits für die erste Bauphase nachweisen, dass die gesamte Fläche des Schloßbaues durch eine einheitliche Mauer einbezogen war. Als Grundkonzept ist ein relativ genaues Quadrat von 45 x 46 m abzulesen, dessen Kanten genau orthogonal ausgerichtet sind. Lediglich der Nordflügel fällt durch seinen schrägen Winkel aus diesem strengen System heraus, was wohl durch seine ehemalige Funktion als isolierter Festsaal zu erklären ist.

Die südlichen Flügel sind modular aufgebaut und durch schwere Kreuzgratgewölbe auf sekundär eingestellten Zungenmauern einheitlich gestaltet. Als Erschließung diente ein monumentales Stiegenhaus, das bald durch einen hohen Aufbau mit Uhrengeschoß und aufwändigem Zwiebelhelm zum charakteristischen Schloßsturm erhöht wurde. Für die Dienstleute gab es eine schmale Wendeltreppe aus Granitquadern, die durch manieristische Schlüssellochscharten belichtet war. In einer weiteren Bauphase wurde der zweigeschossige Arkadengang angelegt. Seine zierlichen Kreuzgratgewölbe werden durch toskanische Granitsäulen getragen, die im Obergeschoß heute verglast sind.

Das kunsthistorisch bedeutendste Element des Schloßbaues ist das Hauptportal, das die südliche Front dominiert. Das monumentale Portal besteht aus einem großen rundbogigen Haupttor, dem links eine deutlich kleinere Rechtecktür angeschlossen ist. Durch die steinmetzmäßige Bearbeitung der Gewändequader werden die Durchgänge von gezielten Architekturziten und manieristischen Motiven umrahmt, die gekonnt alternieren und beide Tore verknüpfen. Anhand von Ketten- und Auflagerachsen lassen sich zwei ehemalige Zugbrücken rekonstruieren, die jedoch aufgrund vorstehender Quader Elemente nicht funktionsfähig gewesen sein können. Es handelte sich demnach um typisch manieristische Zitate aus der



mittelalterlichen Herrschaftssymbolik, wie sie benachbart auch an vermauerten Steinkugeln und Schlüssellochscharten zu beobachten sind.

Zur Datierung des Schloßbaues stehen zwei Inschriften um 1580 zur Verfügung, die aufgrund zahlreicher spätgotischer Details wohl als Abschluss der Arbeiten zu werten sind. Damals übernahm die bürgerliche Familie der Stängl das Schloß, darauf erfolgte die Erhebung in den erblichen Reichsadel. Doch bereits kurz danach verschwand das Geschlecht wieder, 1636 wurde die Herrschaft an Konstantin Grundemann von Falkenberg verkauft.

Oben:  
Detail des vorderen  
Schloßhofes

Unten:  
Das Hauptportal von  
Schloß Waldenfels

## Nebengebäude und Gartenanlagen

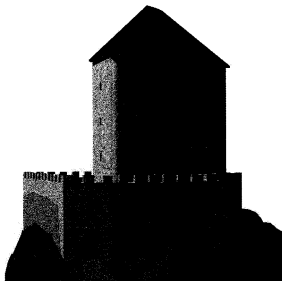
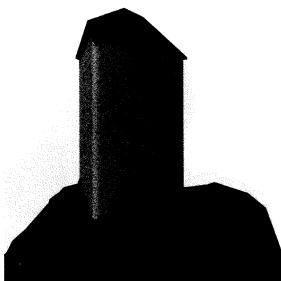
Im Zuge des Schloßausbaus wurde die alte Unterburg, die wohl zuletzt als Wirtschaftsbereich gedient hatte, zu einem inneren Schloßareal eingegliedert und die Gebäude durch drei große Pferde-



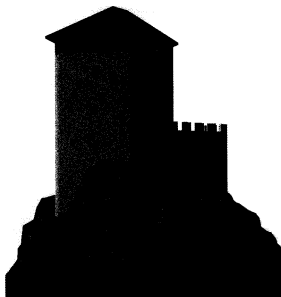
Hypothetische Idealrekonstruktionen (umrandet heutiger Zustand)

Links: Gründungsburg

Rechts: Hochburg



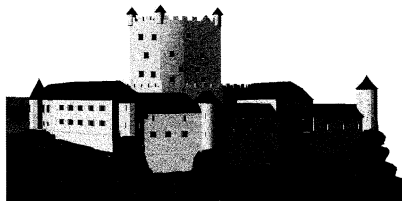
Zwingerausbau



ställe ersetzt. Die größtenteils erhaltenen kreuzgratgewölbten Pfeilerhallen zeigen mit dem Schloßbau verwandte Kapitellformen und dürften daher kurz danach entstanden sein.

Anhand historischer Abbildungen, Pläne und Beschreibungen lässt sich im 17. Jahrhundert ein umfangreiches Gartenkonzept rekonstruieren, von

Ausbau der Untertburg



dem sich im so genannten Turnierhof bemerkenswerte Baureste erhalten haben.

Pläne des 18. Jahrhunderts zeigen außerhalb des Schlosses große, rechtwinklig angelegte Pflanzrabatte mit konchenartiger Brunnenanlage, urkundlich sind diese Gärten bereits 1643 fassbar. Im Schloß deuten zahlreiche spolierte bzw. frei liegende Steinplatten, Rinnen und eine Walfischskulptur auf Bestandteile ehemaliger Brunnen. Besser erhalten hat sich der Turnierhof, dessen rechteckige Terrasse durch eine Arkadenreihe zum Tal gerahmt wird. Den westlichen Abschluss bildet ein quer gelagerter Saalbau, der außen durch Statuen antiker Göttinnen in Nischen gegliedert wird. Innen wird diese Sala Terrena von zwei grottenartigen Apsiden dominiert, deren größere durch eine Figurengruppe aus weißem Marmor in einer Stalaktitenlandschaft aus Stein- und Glasinkrustationen beherrscht wird. Das bemerkenswerte Ensemble wird durch ein Allianzwappen der Familien Grundemann und Schallenberg bekrönt.

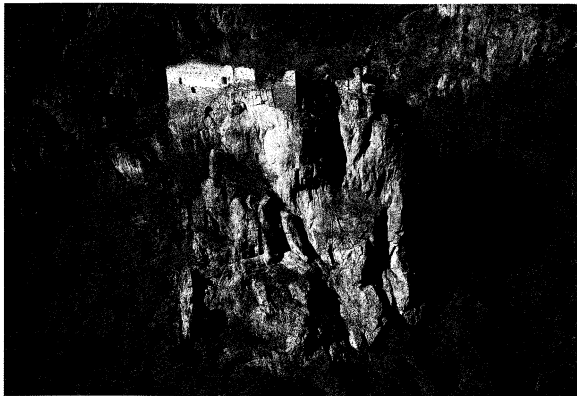
Die Neugestaltung von Waldenfels zu einem frühbarocken Gartenschloß ist Konstantin Grundemann zu verdanken, der sich auch durch mehrere Wapenkartuschen verewigt hat. Er übernahm im Zuge der Gegenreformation die Herrschaft und erweiterte sie in der Folge stetig. Seiner Frau Cäcilia Alt von Altenau, der Tochter des Salzburger Erzbischofs Wolf Dietrich von Raitenau, könnten die Gärten und Wasserbassins gewidmet gewesen sein, die in auffälliger Weise Salzburger Grotten nachgebildet sind.

Das Schloß ist nach dem Kauf 1636 seit nunmehr 368 Jahren im Besitz der gleichen Familie, die stets darauf bedacht war, die Gebäude zu erhalten und vor dem Verfall zu bewahren. Dieser Tradition hat sich auch der gegenwärtige Besitzer, Dominik Grundemann, verschrieben, und es ist ihm herzlich zu wünschen, dass dieses ehrenvolle Vorhaben gelingen möge.

# Zur Sicherung der Burgruine Greifenstein

Ein Situationsbericht

Martin Laimer



Ruine Greifenstein,  
so genanntes Sauschloß, Luftaufnahme

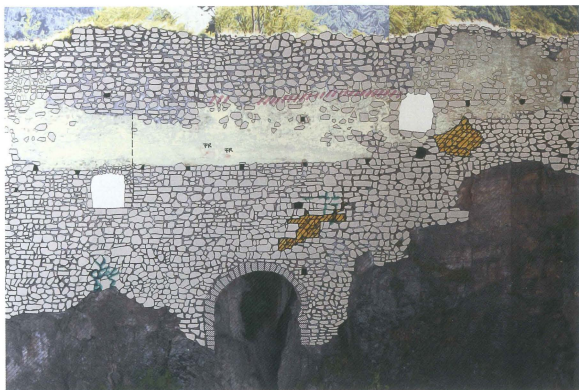
Als so genanntes „Sauschloß“ ist die Ruine Greifenstein – bei Bozen im Gemeindegebiet Jenesien – weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Beeindruckend ist ihre Lage, auf einem ober Siebeneich gegen das Etschtal schwindelerregend steil abfallenden Felspfeiler aus Bozner Quarzporphyr. Der exponierte Standort in 741 Meter Meereshöhe war nach archäologischen Erkenntnissen bereits in der Bronzezeit besiedelt. 1997/98 wurde neben Artefakten aus Silex, Knochen, Keramik und diversen Bronzeobjekten auch mittelalterliches Fundgut geborgen. Besonders ergiebig erwies sich das Füllmaterial jener Felsspalte, welche den Burgfelsen von Südwesten nach Osten durchzieht. Eisenzeitliche Funde deuten dem Archäologen Armin Torggler zufolge auf einen Opferplatz. Er steht vermutlich mit der bedeutenden eisenzeitlichen Siedlung im Bereich des Großkarnellhofes bei Siebeneich in Verbindung.

Die Wurzeln der mittelalterlichen Höhenburg, die als administratives Zentrum der Grafschaft Bozen errichtet wurde, reichen Martin Bitschnau zufolge in das 12. Jahrhundert zurück. Arnold III., Graf von Bozen-Morit, führt seit ca. 1160 die Bezeichnung

de Grifenstain. Als bischöflich-trienterischer Stützpunkt im Etschtal geriet die Burg in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in das Visier Graf Meinhardts II. von Tirol. Auf seinen Befehl hin wurde sie 1276 zerstört. Dasselbe Schicksal war ihr um die Mitte des 14. Jahrhunderts durch die Truppen des Markgrafen Ludwig von Brandenburg – Gemahl der Landesfürstin Margarethe Mautsch – beschieden, nachdem sie zwischenzeitlich 1334 wieder aufgebaut worden war. Dem neuerlichen Wiederaufbau folgte jene Belagerung von 1418, die Oswald von Wolkenstein zu seinem bekannten „Greifensteinlied“ inspiriert haben mag (vgl. ARX 1/2002). Über ganze drei Jahre (1424–1426) erstreckte sich im Zuge des Kampfes des Landesfürsten gegen den abtrünnigen Adel die Belagerung durch Herzog Friedrich mit der leeren Tasche mit den Aufgeboten der Städte Bozen und Meran sowie den Dörfern der Umgebung. Schließlich beugten sich die Starkenberger, in deren Besitz die Burg 1382 gelangt war, der landesfürstlichen Übermacht.

In der Folge versahen Tiroler landesfürstliche Pfleger die Berghut. Unter ihnen kam es zur Verstärkung der Nordostseite in Form einer mehrere Me-

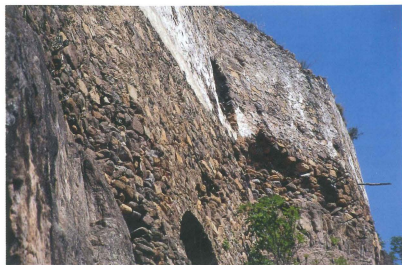
Schadenskartierung der talseitigen Südwestfassade: Sichtbar sind die teils tief greifenden Mauerwerksausbrüche (orange), sowie das Wurzelwerk (grün). Rot schraffiert die Putzabplatzungen (Plangrundlage: Dr. Hansjörg Thaler, Brixen).



ter starken Mauerfront. Dem Felsverlauf folgend, springt sie an einer Stelle bastionartig vor.

Ein Inventar aus dem Jahre 1522 verzeichnet in der Burg neben zwei Stuben, eine Küche, eine Kammer, einen Saal und ein Kellergeschoß. Der Verfall der Anlage setzt bereits im 16. Jahrhundert ein. Heute befindet sich das für seine bestechende Aussicht beliebte Wanderziel in Privateigentum.

ren. Ihre Mauerkrone wurden von einem schützenden Vegetationspaket überlagert. In den Zwischenräumen nisteten sich Bäume und Sträucher ein und eroberten der Natur einen Teil ihres ursprünglichen Reviers zurück. Dramatischer nahmen sich die Mauerwerksausbrüche an der talseitigen Südwestfassade sowie an der einzigen Zugangsseite, im Westen der Burganlage, aus. Die teils tief greifenden Fehlstellen erforderten dringende Sicherungsmaßnahmen. Sie wurden vom Amt für Bau- und Kunstdenkmäler 2002/03 in Angriff genommen.



Talseitige Südwestfassade vor der Sicherung, Juni 2003

### Sicherung und Dokumentation

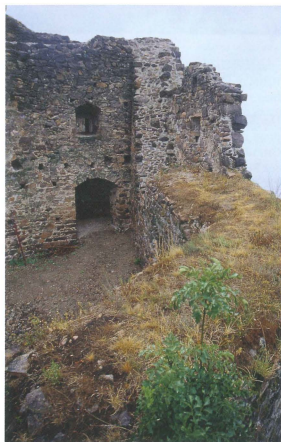
Der Jahrhunderte währende Verfall hatte die mittelalterliche Burganlage auf eine Abfolge von Grundmauerzügen reduziert, an denen Balkenlöcher die einstigen Geschoßhöhen dokumentie-

Vor Beginn der Arbeiten wurde eine Bauaufnahme in Auftrag gegeben, für welche der Archäologe Hansjörg Thaler verantwortlich zeichnete. Thaler bezog mehrere Partner, unter anderem das Landesamt für Vermessung, mit ein. Nach Abnahme des Bewuchses wurden Fixpunkte über GPS eingemessen. Anschließend erfolgte die dreidimensionale Vermessung der aufgehenden Bausubstanz. Für die fotografische Dokumentation aus der Luft wurde ein Helikopter herangezogen. Neben einem dreidimensionalen Geländemodell und virtuellen „Behebungsmöglichkeiten“ innerhalb der Ruine standen so eine zweidimensionale Fassadendokumentation mit Orthofotos bzw. vektorisierten Umzeichnungen aller relevanten Fassaden- und Mauerwerksabschnitte im Maßstab 1:50 zur Verfügung. Auf ihrer Grundlage wurde Greifenstein in ein laufendes Interreg-III-Projekt einbezogen. Es verfolgt materialkundliche und interdisziplinäre Untersuchungen an ausgewählten Objekten in Nord- und Südtirol. Auf Greifenstein wurde die digitale Dokumentations-

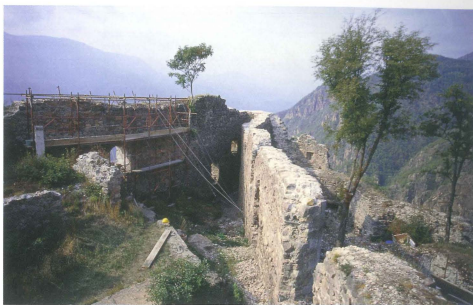
grundlage neben der Schadenskartierung für eine Gesteins- und Materialinventur herangezogen.

Die lithologische Untersuchung erfolgte im Oktober 2003. Sie wurde auf die talseitige Südwestfassade und die Palassüdwand beschränkt. Das sichtbare Gesteinsmaterial wurde am Hängegerüst von Christoph Franzen, Geologe am Institut für Mineralogie und Petrografie der Universität Innsbruck, mit Buntstifen in die Plankopien übertragen. Die digitale Umsetzung erfolgte in einem zweiten Schritt. Parallel dazu wurden von Frau Anja Diekamp ausgewählte Mörtel- und Putzproben entnommen. Sie werden unter dem Mikroskop detailliert untersucht.

Das Schadensbild besteht an der Talfassade aus den bereits erwähnten Mauerwerksausbrüchen. Sie konzentrieren sich auf den Bereich unterhalb des ostseitigen Fensters sowie auf das Mauerwerk



oberhalb der Rundbogenkonstruktion. Die Ausbrüche sind vermutlich auf Wurzelsprengungen bzw. auf Staunässe infolge der bergseitigen Geländesituation zurückzuführen. Dazu kamen Frostabsprengungen infolge der winterlichen Temperaturschwankungen. Verstärkt wurde das Schadensphä-



nomen durch den Tiroler Brauch der alljährlichen Herz-Jesu-Feuer. Für die Mauerwerksausbrüche an der westseitigen Eingangsfront müssen hingegen Materialgewinnungen und Vandalenakte in Betracht gezogen werden.

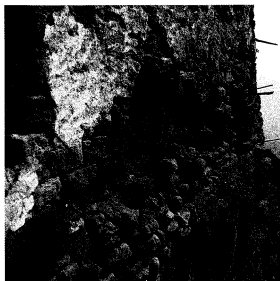
Den bisherigen Beobachtungen zufolge stammt die Greifensteiner Talfassade, mit Ausnahme einiger weniger Steinlagen unterhalb der Mauerkrone, aus einer einzigen Bauphase (12. oder 13. Jahrhundert). Es handelt sich um ein annähernd lagiges Bruchsteinmauerwerk mit sehr unterschiedlichen Lagenhöhen. Abschnittsweise ist auch keine Regelmäßigkeit zu erkennen. Hier ist das spezifische Brechen des Bozner Quarzporphyrs mit einzukalkulieren. Es erschwert eine zeitliche Einordnung. Zwischen den Lagen sind immer wieder kleinteilige, plattige Ausgleichslagen eingestreut. Der überwiegende Teil des Baumaterials besteht aus anstehendem Bozner Quarzporphyr. Neben einzelnen Gneisen kommen auch Werksteine aus rotem oder gelb-grauem Sandstein vor. Sie wurden ausschließlich für Fensterlaibungen, Mauerbänke und Überleger herangezogen. Die romanische Verfüzung ist an der Talfassade sehr „flüchtig“ ausgeführt und auf keine Ansichtigkeit ausgerichtet. Die geringe Mauerstärke von ca. einem Meter erklärt sich aus der sicheren Lage hoch über dem steil gegen das Etschtal abfallenden Geländehang. Besonders eindrucksvoll nehmen sich die kühn über die zentrale Felsspalte geschaltete Rundbogenkonstruktion sowie die an der Südwestecke, direkt über dem Steilabfall des Burgfelsens, ansetzenden Mauerzüge aus.

Wohl im 14. Jahrhundert kam es im oberen Fassadenabschnitt zum Auftrag eines Putzstreifens. Er setzt über einer Gerüstbalkenlage an. Es handelt sich um einen weitgehend deckenden, teils abgekellerten Oberflächenputz, der stellenweise auf Null ausläuft und einzelne Gesteinsköpfe sichtbar be-

Sicht der bereits gesicherten Mauerkrone im Bereich der Palassüdwand, Oktober 2003

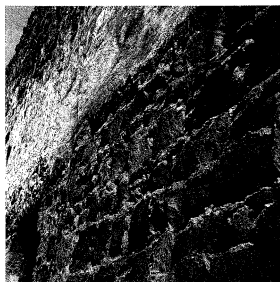
Sicht des schützenden Vegetationspakets über der nordseitigen Umfassungsmauer

Detail des Mauerwerksausbruchs an der Südwestfassade



lässt. Im Bereich des Überganges zur romanischen Oberfläche haben sich Spuren der abtropfenden Kalktünche erhalten. Bearbeitungsspuren, z. B. Fugennetze, sind keine zu sehen. Steht die Überputzung mit den urkundlich bezeugten Wiederaufbaumaßnahmen nach der Zerstörung von 1276 im Jahre 1334 in Verbindung?

Romanisches Bruchsteinmauerwerk an der Südwestfassade, darüber Putzstreifen mit Farbresten

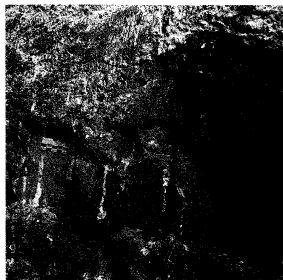


Detail der abgetropften Kalktünche im Bereich des Putzstreifenansatzes der Südwestfassade

Zu einer weiteren Überputzung scheint es im 15. Jahrhundert gekommen zu sein. Der nun bereits vollständig deckende Verputz wurde wiederum weiß getüncht. Spärliche Reste einer farbigen Ausmalung haben sich über der romanischen Bogenkonstruktion erhalten. Handelt es sich um eine Baumaßnahme der Starckenberger? 1412/13 sind auf Greifenstein nachweislich Ausgaben für Maurerarbeiten bezeugt.

Auch die Palassüdwand scheint – entgegen ersten Vermutungen – aus einer einzigen romanischen Bauphase zu stammen. Dies legt der ausgestrichene romanische Fugenmörtel nahe. Er tritt im unteren

Mauerwerksabschnitt auf, schließt aber auch die großen, getrichterten Seitensitzfenster im oberen Wandbereich mit ein. Analog zur Talfassade und den restlichen Grundmauerzügen treten auch hier neben dem dominierenden Baumaterial des Bozner Quarzporphyrs bearbeitete Sandsteinblöcke an Fenster- und Türgewänden auf. Die Mehrzahl der Werksteine wurde im 19. oder 20. Jahrhundert



ausgebrochen, abtransportiert und vermutlich als Baumaterial in den umliegenden Gebäuden verbaut.

Die Sicherungsmaßnahmen wurden auf die unbedingt erforderlichen Eingriffe beschränkt. Diesem Grundsatz trug bereits die Abnahme des Bewuchses Rechnung. Der Reinigung der Bruchsteinoberflächen folgte ein punktuelles Ausstopfen der größten Fehlstellen. Größere Ausbrüche, so jene Bereiche an der Talfassade bzw. an der westseitigen Zugangsseite, wurden mit dem örtlich vorhandenen Bruchsteinmaterial unter Niveau ergänzt. Besondere Beachtung wurde dem der Talseite zugewandten Putzstreifen geschenkt. Seine ausgewitterten Bereiche wurden mit einem Anböschungsmörtel versehen. Die darüber liegenden Mauerkronen wurden mit jenen der westseitigen Eingangsfassade und der Palassüdwand gereinigt, die losen Bruchsteinlagen abgenommen und in Kalk-Trass-Mörtel neu verlegt bzw. ausgefugt. Nach demselben Prinzip wurde mit den Abruchkanten verfahren. Dagegen beließ man das konservierende Vegetationspaket über den restlichen Umfassungsmauern. Es ist im Verlauf der Jahrhunderte ein sensibles Gleichgewicht mit dem tragenden Unterbau eingegangen. Nach Abschluss der Konservierung soll die ausgesetzte Südostecke der Burganlage mit einer transparenten Metallkonstruktion versehen werden, um künftigen Besuchern ein gefahrloses Betreten der Burganlage zu ermöglichen.



(Gesetzliche Einkommenssteuer-Regelung ab 1. 1. 2004)

## Instandhaltung

1. Ordentliche und außerordentliche Instandhaltung von Wohngebäuden samt Zubehör (z. B. Keller, Garagen)

Die Kosten der ordentlichen und außerordentlichen Instandhaltung einschließlich der Sanierung von Wohnbauten bzw. auch einzelnen Eigentumswohnungen können in Höhe von 36% der belegten Rechnungen in 10 Jahresraten direkt von der Steuerschuld abgezogen werden

Zur außerordentlichen Instandhaltung zählen die Wartung der Dächer, neue Fenster und Böden, die Erneuerung der Heizung oder deren Umstellung auf Gas oder Sonnenenergie sowie der Einbau von Bädern und sanitären Anlagen. Dieser Abzug ist pro Wohneinheit auf eine Ausgangssumme von 48.000 Euro beschränkt; dieser Betrag kann somit jeweils in der gesamten Höhe für weitere Wohneinheiten oder Häuser angewendet werden. Die Begrenzung hat zur Folge, dass man für jede einzelne Wohnungseigentumschaft bei einer höheren Ausgabe höchstens 17.280 Euro, also 1.728 Euro jährlich, zehn Jahre lang von der Steuerschuld in Abzug bringen kann.

Auf eigenem Formblatt ist die geplante Durchführung dieser Arbeiten im Voraus dem „Centro Servizi Imposte Dirette“, Pescara, per Einschreiben zuzusenden, wobei eine evtl. nötige Baugenehmigung anzugeben ist; bei denkmalgeschützten Gebäuden ist stets die Bewilligung des Denkmalamtes beizubringen. Bei Vergabe der Arbeiten an Firmen mit mehr als 20 Arbeitnehmern ist auch eine Meldung an das Amt für Sicherheitstechnik zu tätigen.

Die Rechnungen dürfen nicht in bar oder mit Scheck, sondern ausschließlich durch Banküberweisung an den Handwerker bezahlt werden, mit Hinweis auf das Gesetz Nr. 449/1997.

In der Steuererklärung ist eine eigene Spalte für die Geltendmachung dieses Steuerabzuges vorgesehen.

Bei Wohnungseigentum (Kondominien) besorgt der Verwalter für Arbeiten am Haus die ent-

sprechenden finanzamtlichen Bestätigungen für die Anteile der einzelnen Wohnungseigentümer des Hauses. Für Strom, Gas- und Ölheizungsanlagen sowie Elektroinstallationen ist die technische Abnahmeerklärung des Handwerkers einzuholen.

## Restaurierung im Denkmalschutz

2. Restaurierungsarbeiten denkmalgeschützter Bauten

Nur für Restaurierungskosten (außerordentliche Instandhaltung) von Gebäuden, die unter Denkmalschutz stehen (Fassade, Dächer mit besonderer Ziegeleindeckung, Fresken, Ersetzung von Originalfenstern, Steinteilen oder Interieurs), oder für die städtebauliche Wiedergewinnung von Wohnraum in denkmalgeschützten Objekten gilt ein weiterer, einmaliger Steuerabzug von 9,5% der im Steuerjahr bezahlten Rechnungen von Privaten oder Gesellschaften.

Der Einbau von Heizungen, Bädern u.a.m. ist nämlich keine denkmalpflegerische Restaurierung, weshalb diese Rechnungen getrennt geführt werden.

Voraussetzung bleibt immer die Genehmigung des Denkmalamtes sowie die Meldung an die Gemeindebaubehörde. Nach Abschluss der Arbeiten sind die Rechnungen dem Denkmalamt vorzulegen, dessen Abstempelung die Abnahme- und Angemessenheitserklärung der Kosten auch seitens des Technischen Äramtamtes beinhaltet.

Wird ein denkmalgeschütztes Gebäude als Betriebsstätte genutzt, gilt der Abzug von 9,5%, während die verbleibenden Restkosten im mehrjährigen Abschreibungsverfahren als Verbesserungsinvestitionen verrechnet werden.

Bei Betriebsvermögen können die ordentlichen Wartungsspesen aller Art bis zu 5% in einem Jahr vom Einkommen abgesetzt werden.

Sollte der Steuerabzug gemäß Punkt 1 nicht in Anspruch genommen werden, erhöht sich dieser Jahressteuerabzug gemäß Punkt 2 auf 19% der

außerordentlichen Instandsetzung von denkmalgeschützten Wohnbauten und Kunstgütern.

## MwSt-ermäßig

3. Mehrwertsteuervergünstigung

Für die nach dem Verfahren gemäß Punkt 1 erstellten Rechnungen für Werkvertragsleistungen zur ordentlichen oder außerordentlichen Instandhaltung von Wohnraum mit Zubehörflächen gilt ein Mehrwertsteuerersatz von 10%.

Voraussetzung dafür ist u. a., dass die Lieferungen von Rohstoffen und Fertigwaren nicht direkt an den Auftraggeber erfolgen, sondern an den Handwerker, sowie der Anteil an Ausstattungsmaterialien im Verhältnis zur Gesamtrechnung nicht überwiegt. (Solche Materialien sind: Aufzüge, Fenster und Türen, Heizkessel, Klimaanlage, Badezimmer- und Sanitäranlagen und Videosprech- und Sicherheitsanlagen.)

Ein Beispiel: Die Gesamtkosten eines neuen Badezimmers im Albtau: 18.000 Euro, davon Ausstattungsgegenstände 10.000 Euro, Montagearbeit 8.000 Euro. Daher wird für das „wesentliche Material“ (Badezimmer-einrichtung) von 10.000 Euro der günstige Hebesatz von 10% MwSt. auf die Differenz zwischen den Gesamtkosten von 18.000 Euro und denen des Materials von 10.000 Euro, also auf 8.000 Euro angewendet. Den Hebesatz von 10% wendet man auf 8.000 Euro des bedeutenden Materials und auf die restlichen 8.000 Euro (Arbeit und Kleinstmaterial) an, während die verbliebenen 2.000 Euro mit 20% MwSt. belastet werden. Diese Berechnung muss auf der Rechnung wiedergegeben werden, mit der Angabe der Art der obgenannten sog. „wesentlichen Materialien“.

Der Hebesatz von 10% gilt nicht für freiberufliche Leistungen in Zusammenhang mit der ordentlichen oder außerordentlichen Instandhaltung von Wohngebäuden.

Soweit der Stand von April 2004.

Peter von Hellberg, Eppan

## Schloß Meseberg – Gästehaus der deutschen Regierung



Schloß Meseberg, Blick von der Auffahrtsallee auf das Schloß

Seit kurzem besitzt die deutsche Bundesregierung ihr neues Gästehaus außerhalb von Berlin. Der Pachtvertrag mit der Messerschmitt-Stiftung, Eigentümerin des Schlosses Meseberg, ist nach längeren Verhandlungen jetzt unterzeichnet worden. In dem Schloß in der Mark Brandenburg werden künftig abseits von der 50 km entfernten Hauptstadt Putin, Bush, Chirac und andere ranghohe Gäste logieren. Die Wahl hätte nicht besser getroffen werden können. Der Standort Meseberg ist abgeschieden, ruhig und doch problemlos erreichbar. Wie ein Zauberschloß – so die Schilderung Theodor Fontanes in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ – liegt es da, am Rande einer grünen verschwiegenen Talschlucht. Steil fällt der Abhang zum stillen Huwenowsee, einem der vielen Wasserbecken dieses Landtrichs.

Schloß Meseberg – 1739 prachtvoll von Hermann von Wartensleben er-



Deckengemälde, die Apotheose des Prinzen Heinrich darstellend, vor der Restaurierung

baut – wurde 1774 von Prinz Heinrich von Preußen seinem leichtlebigen Adjutanten und Günstling Major von Kaphengst geschenkt. Der jüngere Bruder Friedrichs des Großen wohnte im nur 20 km entfernten Schloß Rheinsberg und war oft zu Gast in Meseberg, wo er mit einer französischen SchauspielerIn verheiratete Schloßherr auf Kosten seines Gönners einen kostspieligen Haushalt führte und verschwenderische Feste feierte. Dafür ließ er ein Deckengemälde mit der Apotheose des Prinzen Heinrich malen, der ein großer Kunstförderer mit umfassender Bildung war. 1787 war der preußische General von Steuben – Oberbefehlshaber der Landtruppen im Befreiungskrieg der USA – an Prinz Heinrich herangetreten und bot ihm im Rahmen des sog. „monarchical plot“ – allerdings vergeblich – die Regentschaft der Vereinigten Staaten an („Prince Henry affair“).

Zuletzt im Besitz der Familie Lessing, war Meseberg in der DDR-Ara vollkommen heruntergekommen. 1995 erwarb die vom großen Flugzeugkonstrukteur gegründete Messerschmitt-Stiftung die verwilderte Parkanlage und das baufällige Schloß und hat es nach jahrelanger akribischer Restaurierung wieder zu einem Schmuckstück in der Kulturlandschaft der Mark Brandenburg gestaltet. Sogar die (vielleicht nördlichsten) Weinstöcke im Schloßbereich wurden wieder eingesetzt.

L. W. R.

## BERICHT

## Rund um's Holz

Erster Seminartag des Vereins zur Erhaltung privater Baudenkmäler unter neuer Geschäftsführung in der Museumspädagogischen Werkstatt Schloß Oberzenn

Wie auf der letzten Jahreshauptversammlung beschlossen, wird der Verein nunmehr in regelmäßigen Abständen themenspezifische Seminartage veranstalten. Zum ersten Seminartag mit dem Hauptthema „Holz“ hatte die geschäftsführende zweite Vorsitzende des Vereins Frau Edith Schoeneck M.A. für Samstag, den 20. März 2004 zu sich ins Rote Schloß nach Oberzenn eingeladen.

Die insgesamt vier Vorträge waren auf jeweils 30 Minuten mit weiteren 30 Minuten für Fragen und Diskussionsbeiträge zugeschnitten. Der nächste Seminartag in dieser Reihe wird voraussichtlich im September stattfinden. Angedacht sind Themen, wie Putze und Farben, Heizungssysteme, Fördermaßnahmen durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege. Die Teilnehmer wurden um

10 Uhr mit Kaffee und Tee von Frau Schoeneck in der Museumspädagogischen Werkstatt des Roten Schlosses empfangen. Nach der Begrüßung folgten zwei PowerPoint-Präsentationen von Architekt Claudio Ritter.

In seinem ersten Vortrag zum Thema „Holztreppe: Typologie und Konstruktionsmerkmale – Beispiel einer Sanierung“ gab Architekt Ritter

zunächst einen systematischen Überblick über Treppen im Allgemeinen. Im Gegensatz zu Südeuropa, wo hauptsächlich Stein als Material Verwendung findet, ist in unseren Breiten Holz ein begehrter Werkstoff (Fichte, Tanne, Kiefer, Lärche, Buche und insbesondere Eiche, da nicht brandgefährdet). Grundsätzlich gesehen, kann die Oberfläche einer Holzterrasse unbehandelt bleiben, geölt, gewachst oder lackiert werden. Anhand von vielfältigem Bildmaterial erläuterte Herr Ritter die Konstruktionstypen von Holztreppen, als da sind Blockterrasse, eingeschobene, gestemmte und halbgestemmte Treppe. Bei Häusern des 19. Jahrhunderts findet sich häufig der Mischtyp von eingestemmter Stufe an der Wandwange und aufgesattelter Stufe an der Freiwange.

Bei den Schadensursachen ist zwischen natürlichen Veränderungen, Abnutzungen und falscher Pflege zu unterscheiden. Holz verändert sich auf natürliche Weise unter dem Einfluss von Trockenheit. Es schwindet und reißt. Schwindfugen können bis zu einem Zentimeter breit werden. Bei Feuchtigkeit hingegen quillt das Holz, um dann beim anschließenden Trocknen um so mehr zu reißen. Schlechte Lagerung bewirkt ebenfalls, dass sich Holz verzieht. Sonneneinstrahlung führt zu Farbveränderungen. Die Abnutzung einer Treppe zeigt sich insbesondere im Abrieb der ersten Stufen am Eingang des Hauses. Bei falscher Pflege durch zu nasses Wischen quillt das Holz auf und ist im gequollenen Zustand einem verstärkten Verschleiß unterworfen. Gezeigt wurde eine dreiläufige Treppe, die sich zum Treppenaufgang, also zur Mitte hin, gesenkt hatte, nachdem die Freiwange geschwunden war. Schwindet die Setzstufe einer gestemmten Treppe, so entsteht ein Spielraum an Nut (= Rille) und Feder und die Treppe knarrt.

Schließlich führte Herr Ritter am Beispiel eines Münchner Verbindungshauses die Sanierung einer Treppe mit zahlreichem Bildmaterial vor. Hilfreich erwies sich in diesem Fall das Bauarchiv Thierhaupten (Klosterberg 8, 86672 Thierhaupten, T. 08271 / 8479) und die Lokalkommission München als Untere Denkmalschutzbehörde. Weitere

nützliche Internet-Adressen wurden den Teilnehmern mitgeteilt.

In seinem zweiten Beitrag ging Claudio Ritter erschöpfend auf die Baustellen-Sicherheitsverordnung ein, die bereits seit 1998 im Bundesgesetzblatt verankert ist (siehe besonderer Bericht auf S. 60).

Nach der Mittagspause, in der vor Ort ein köstliches Büffet zur Verfügung gestellt wurde, ergriff Baron Wilhelm Tucher aus der Sicht des Praktikers das Wort zum Thema „Der Umgang mit antikem Mobiliar – Restaurierung und Pflege“. Zur Illustration hatte er Anschauungsmaterial aus seiner Werkstatt mitgebracht. Baron Tucher hatte sich nach seiner Schreinerlehre in einem renommierten Betrieb zum Restaurator fortbilden lassen. Kritisch bemerkte er dazu, dass die Berufsbezeichnung „Restaurator“ bislang nicht geschützt und die Ausbildung selbst nicht genau definiert war. Inzwischen gebe es jedoch an verschiedenen Universitäten und Fachhochschulen wie München, Hildesheim, Köln, Dresden und Erfurt entsprechende Studiengänge.

Was den Restaurator vom Schreiner vor allem unterscheiden sollte, ist die Fähigkeit, sich in ein altes Möbel hineinzudenken und mit Respekt vor der Leistung seines Erbauers an die Arbeit zu gehen. Diese Fähigkeit des geschulten Restaurators gewährleistet dem Besitzer auch eine werterhaltende Restaurierung, bei der auf die damals verwendeten Materialien zurückgegriffen wird. Im 18. Jahrhundert fanden ausschließlich Knochenleim (Glutinleim, wasserlöslich), Schellack (in Alkohol gelöst) und geschmiedete Schrauben und Nägel Verwendung. Von daher verbietet sich eine Restaurierung mit Kunststoffleim (Ponal) oder Nitrolack. Heutige Leime besitzen zwar hervorragende Hafteigenschaften, vertragen sich aber nicht mit dem früheren Glutinleim. Heutige Lacke sind zwar säureresistent, verhindern aber, dass das Holz atmet. Holz ist ein lebendiger Werkstoff, der elastische Schutzüberzüge braucht, welche die Bewegungen des Holzes mitmachen!

Man sollte daher auch bei der Pflege der Möbel nicht selber ans Werk gehen, ohne Rücksprache mit dem Restaurator gehalten zu haben. Zur Pflege alten Mobiliars wurden den Se-



Aufmerksame Zuhörer: Claudio Ritter und Silvia Ebner von Eschenbach unter ihnen

minarteilnehmern eine Liste mit wichtigen Hinweisen ausgehändigt. Diese Liste geht ein auf eine optimale relative Luftfeuchtigkeit (Idealwert 50-60%), Schellackpolitur sowie Besonderheiten bei gefassten und gewachsenen Möbeln. Falsche Pflege und falsches Raumklima führen zu Schäden am Möbel!

Zur Vernichtung des „Holzwurms“ sollte man ebenfalls beim Restaurator nachfragen. Im Allgemeinen ist eine Begattung mit Kohlenmonoxid erfolgreich. Bei geringem Befall ist es ausreichend, das Bohrloch gezieht mit einem geeigneten Holzschutzmittel (Xylamo) zu behandeln.

Es folgte nun der Lichtbilder-Vortrag von Herrn Veith Grünwald, einem Schreiner, der in Venedig die Ausbildung zum „Mastro di Restauro“ durchlaufen hat und nun an der Fachhochschule Hildesheim studiert. Er hat sich speziell mit Holzrestaurierung auseinandergesetzt und referierte über „Historische Parkettböden – Restaurierung und Pflege“.

Herr Grünwald gab zunächst einen Überblick über verschiedene Holzfußböden:

Der Vorläufer des Parkettbodens ist der Dielenboden. Einfache Bretter wurden auf die Deckenbalken des darunter liegenden Raumes genagelt. Durch die Gliederung von Dielenfeldern durch andersfarbige Bretter (Friese) entwickelten sich nördlich der Alpen Parkettböden.

Im großen Stil wurde Parkett erstmals unter Louis XIV. in Versailles verlegt. Dieser Bodentyp aus massiver Eiche wird auch heute noch „Versailler Tafelparkett“ genannt. Wie alle Tafelparkette wird es auf einen Bretterboden aus Nadelholz, den so genannten Blindboden, auf-

genagelt. Erst im 18. Jahrhundert ging man dazu über, die Nägel mit Holzstöpseln abzudecken oder verdeckt zu nageln. Um eine höhere Festigkeit zu erzielen, wurden die Nägel schräg eingeschlagen. Untereinander sind die einzelnen Tafeln mit Nut (= Rille) und Feder (= Holzplättchen) verbunden. Bis zum 18. Jahrhundert wurden Parkette ausschließlich in Handarbeit gefertigt, erst im 19. Jahrhundert fanden maschinell gearbeitete Stabparkette wie z. B. das Fischgrät- oder das Schiffsparkett Verbreitung.

Nach diesem Überblick ging Herr Grünwald auf die häufigsten Schadensbilder bei Parkettböden, ihre Ursachen und Restaurierungsmöglichkeiten ein. Oft zeigen sich vergrößerte Fugen, ein Absenken des Bodens, Knarren, Absplittungen, Risse, Herausbrechen einzelner Teile. Fugen wurden schon in historischer Zeit dadurch geschlossen, indem man einen Holzspan einpasste.

Eine Kittmasse ist nicht materialgerecht! Absenkungen entstehen durch mangelnde Unterfütterung zwischen Parketttafel und Blindboden oder durch das Brechen der Feder, insbesondere bei Längsholzfedern. Federn brechen dagegen nicht so leicht bei diagonalem Faserverlauf. Abhilfe gegen Absenkungen kann punktuell angebrachte Ersatzmasse schaffen. Knarren entsteht durch Schwinden des Holzes, welches einen Spielraum erzeugt, so dass Holz auf Holz reibt. Zu Absplittungen kommt es bei Niveauunterschieden zwischen einzelnen Parketteilen.

Die Nutzung bringt Gebrauchsspuren und Verschmutzungen mit sich. Dabei sind Schmutzschicht und Alterspatina zu unterscheiden. Die Pflege ist am besten wie früher mit Leinöl und anschließend mit Wachs durchzuführen; hierfür sind spezielle Wachsemlulsionen erhältlich, die einfach dem Putzwasser beizumischen sind. Ein Abschleifen ist aus

restauratorischer Sicht nicht sinnvoll, es sei denn, eine Versiegelung mit Lack wäre zu entfernen, denn Abschleifen führt zu einem Verlust an Substanz!

Zwischen Blindboden und dem so genannten „Fehlboden“ (ein Unterboden meist aus Brettern, aber auch Druckverteilungsplatten z. B. aus Span) befindet sich normalerweise Füllmaterial. Ob als Ausgleichsmaterial heutzutage ergänzend auch mineralische Schüttung sinnvoll eingebracht werden kann, darüber gingen in der nachfolgenden lebhaften Diskussion die Meinungen auseinander.

Die teilweise kontroversen Beiträge unter reger Beteiligung des Publikums und sämtlicher Referenten bis 16.15 Uhr machten deutlich, wie sehr Fachthemen wie diese konkrete Probleme ansprechen und Antworten einfordern.

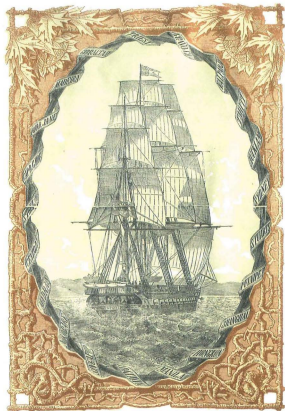
Silvia Frein Ebner von Eschenbach

## AUSSTELLUNG

# „Der ferne Blick“ – Die letzte Weltumseglung – „Novara“ 1857–59

Sonderausstellung in Schloß Tirol

Auf den ersten Blick scheint das Landesmuseum Schloß Tirol als Ausstellungsort für eine Weltumseglung etwas deplatziert. Die Expedition der „Novara“ sollte auf ihrer Weltumseglung – es war übrigens die letzte überhaupt – nach dem Vorbild der Weltreisen von James Cook dem Prestige der k.k. Marine auf den Weltmeeren dienen, vor allem aber war sie als ehrgeiziges Forschungsprojekt gedacht, an dem Volks- und Länderkundler, Geologen, Zoologen, Botaniker und sogar ein Landschaftsgärtner teilnahmen. Alexander von Humboldt und Charles Darwin begleiteten den Start des Schiffes mit guten Wünschen und Ratschlägen. Der Kommandant Kapitän Bernhard von Wüllerstorff-Urbair ver-



brachte seinen Lebensabend oberhalb Bozens am Ritten und wurde in Bozen-Gries begraben. Der Expeditionsmaler Selleny lebte einige Zeit in Bozen und war Lehrer und Freund der Malerbrüder Seelos. Der Initiator der Weltumseglung, Erzherzog Ferdinand Max, weilte vor seinem Mexiko-Abenteuer in Meran, empfang mexikanische Gäste und besuchte alle Burgen der Umgebung, einschließlich Schloß Tirol. Im dortigen Besucherbuch haben sich, vom Kommandanten angefangen, die wichtigsten Besatzungsmitglieder der „Novara“ verewigt. Schwerpunkt der Ausstellung sind natürlich die Stationen der Weltumseglung mit Aquarellen und Zeichnungen, mit volks- und länderkundlichen Reisebeschreibungen und vor

Die Ausstellung ist auf Schloß Tirol vom 9. Juli bis 14. November täglich außer Montag von 10 bis 17 Uhr geöffnet. Es erscheint ein Katalog.

allem mit den mitgebrachten ethnografischen Objekten und den botanischen und zoologischen Präparaten. Eingeflochten sind Exkurse u. a. zu den als österreichische Kolonie in Aussicht genommenen Nikobaren, nach Tahiti, Madras, Hongkong usw.,

vor allem zu Gegenden mit Tirol-Bezügen wie die Kolonie von Tirolern in Peru (Pozuzo), Balthasar Springer (Indien 1505/06), der Bozner P. Josef Tiefenthaler, der große Indologe im 18. Jahrhundert, P. Martino Martini (China, 17. Jahrhundert).

Die höchst attraktive Ausstellung samt Modell der Novara und Leihgaben u. a. aus Schloß Miramare, Triest, dem Natur- und Kunsthistorischen Museum Wien, ist bis Ende November täglich außer Montag geöffnet. L. W. R.

## Brennpunkt Europas 1704

Die „Schlacht von Höchstädt“ (eigentlich von Blindheim) am 13. August 1704 war eines der folgenreichsten militärischen Ereignisse des 18. Jahrhunderts. Sie brachte die Wende im Spanischen Erbfolgekrieg und beeinflusste auf lange Zeit den Gang der europäischen Geschichte.

Die Stadt Höchstädt liegt unweit von Dillingen an der Donau in einem unberührten Winkel Bayerisch-Schwabens. Das Schloß ist eine der bedeutendsten Schloßanlagen der Spätrenaissance in Bayern. Pfalzgraf Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg ließ es ab 1589 anstelle der Burg errichten; der Bergfried wurde in die neue Vierflügelanlage übernommen.



## AUSSTELLUNG

Die Schlacht von Höchstädt in einem Gemälde von Jan van Huchtenburg

Die Ausstellung ist in Zusammenarbeit von Bayerischer Schlösserverwaltung, Forum für Schwäbische Geschichte und dem Bayerischen Armeemuseum Ingolstadt entstanden.

Sie ist im Schloß Höchstädt von Juli bis Oktober, täglich außer Montag 9 bis 18 Uhr zu besichtigen; Tel.: 09074/9585-714

## Zwischen Realität und Fiktion

Der Meister des skurrilen Humors: Herbert Rosendorfer 70 Jahre alt

Sein Markenzeichen ist eine üppig wuchernde Fantasie und eine offensichtlich nie ausgehende Fülle an neuen Geschichten: Herbert Rosendorfer, der Meister des skurrilen Humors, zählt heute nicht nur zu den produktivsten und geistreichsten deutschen Unterhaltungsautoren, sein Œuvre ist auch beeindruckend umfassend.

Bis zur Pensionierung im eigentlichen Lohnberuf Richter, hat der gebürtige Südtiroler, der heute (14. Februar) den 70. Geburtstag feiert, über Erzählungen, Romane, Theaterstücke, Opernbretti, Drehbücher bis hin zu Hörspielen so gut wie alle Genres abgedeckt, die in diesem Bereich möglich sind.

„Dieser Mensch schreibt ja, als hätte er Angst, von seinen Lesern eingeholt zu werden“, hatte der Kabarettist und notorische Rosendorfer-Leser Dieter Hildebrandt einmal ironisch-liebevoll bemerkt. Schon mit seinem stark beachteten ersten Ro-

man „Der Ruinenbaumeister“ (1969) verblüffte der damalige Staatsanwalt durch seinen Einfallsreichtum und seine Fabulierkünste und stellte sich gleichzeitig als Verfechter eines neuen fantastischen Realismus vor. Ein frühes Paradebeispiel seiner Ironie und Situationskomik ist auch die Erzählung „Der Eiffelturm“, die den Abtransport des gigantischen Bauwerks von der Seine in die Olympiastadt München beschreibt.

Auch in weiteren Werken bleibt Rosendorfer seiner Vorliebe treu, die Grenzen von Realität und Fiktion zu durchbrechen – meisterhaft in dem Roman „Stephanie und das vorige Leben“. Ein Satyrspiel durch die Apokalypse des Dritten Reiches gelang mit dem Buch „Die Nacht der Amazonen“, das die bizarre Nazi-Karriere des Hausknechts und späteren Münchner Stadtrates Christian Weber rekonstruiert.

Ein Muss für alle Wagner-Liebhaber (aber auch Wagner-Feinde) ist seine

humorvoll aufgespießte Handreichung „Bayreuth für Anfänger“, die er als Gerichtsassessor in der Festspielstadt unter Pseudonym schrieb. Sein künstlerisches Credo hat Rosendorfer einmal in dem Band „Eichkatzelried – Geschichten aus Kindheit und Jugend“ beschrieben. Danach wollte er erst Maler, deutscher Kaiser und dann Komponist werden, Schriftsteller jedoch nie.

In seinem Münchner „Hausverlag“ Nymphenburger ist soeben der vierte Band seiner „Deutschen Geschichte“ erschienen. Darin interpretiert Rosendorfer den Lauf der Welt in seiner ihm eigenen unkonventionellen Art neu. „Das Buch wird gewiss eher im Gedächtnis der Leser haften bleiben als die Staubfontänen des Schulunterrichts“, urteilt ein Kritiker und bescheinigt dem Autor, ein neues Genre der Geschichtsschreibung geschaffen zu haben.

Hilmar Bahr (dpa)

## NACHRICHTEN

Es erscheint auch eine Festschrift „Erfolgreiche Wahrheiten“ in Rosendorfers Heimat, in Bozen (Adhesia). Darin werden sich – um einige zu nennen – Thomas Goppel, Christian Ude, Konstantin Wecker, Paul Flora, Artur Schuschnigg, Herbert Fleissner, Albert von Schirnding, Wieland Schmied, Grafen Albano, Ludwig W. Regele, Asta Scheib, Friedrich Prinz u.v.a.m. äußern und manifestieren. Francoise Saint-Onge erinnert an die Musikspähre: „Ein Teppich, gewoben wie ein Kontrapunkt oder: Die andere Welt, die andere Zeit.“



## Die Verantwortung für die Sicherheit auf deutschen Baustellen

Baustellen gehören zu den unfallträchtigsten Arbeitsstätten überhaupt.

Da früher eine klare Verantwortlichkeit für die Sicherheit auf Baustellen nicht gegeben war bzw. dies innerhalb der EG unterschiedlich geregelt war, wurde 1992 eine europäische Baustellen-Sicherheitsrichtlinie eingeführt, die bis spätestens 1994 in nationales Recht umgesetzt werden sollte.

Erst 1998, also mit vier Jahren Verspätung und von den Fachkreisen kaum bemerkt, erfolgte dies in der Bundesrepublik. Der Beschluss durch die Bundesregierung wurde am 10. Juni 1998 gefasst, bereits drei Wochen später, am 1. Juli 1998, war die Baustellenverordnung, kurz BaustellV, geltendes Recht.

Was hat sich mit Einführung der BaustellV geändert und warum muss das Sie als Bauherren interessieren?

Waren bis dato auf einer Baustelle die einzelnen Unternehmer für die Sicherheit ihrer Arbeitnehmer selbst verantwortlich, so ist mit Einführung der Verordnung diese Verantwortung auf den Bauherren, also auf Sie, übergegangen.

Die Baustellenverordnung gibt dem Bauherren jedoch ein Instrumentarium in die Hand, mit dem er seine Verantwortung tragen kann.

Neben den bisher schon gültigen Gesetzen und Verordnungen zu Arbeitsschutz und -sicherheit sind dies:

- Die Vorankündigung der Maßnahme an die zuständige Behörde (Gewerbeaufsichtsamt)

- Die Bestellung eines Sicherheits- und Gesundheitsschutz-Koordinators (kurz SiGeKo)

- Die Erstellung eines Sicherheits- und Gesundheitsschutz-Plans (SiGePlan)

- Die Erstellung einer Unterlage für spätere Arbeiten

Welche Maßnahmen fallen unter die Verordnung?

- Errichtung, Änderung, Abbruch baulicher Anlagen. - Schönheitsreparaturen, Wartungs- und Instand-

haltungsarbeiten geringen Umfangs fallen nicht darunter.

Gerade bei denkmalgeschützten Gebäuden können die oben erwähnten Schönheitsreparaturen und Instandhaltungsarbeiten einen größeren Umfang erreichen bzw. erhöhte Gefährdungspotenziale in sich bergen. Häufig sind diese Arbeiten auch mit Abbruch- und Umbaumaßnahmen verbunden.

Als Geringfügigkeitsgrenzen gelten die gleichen Schwellenwerte wie für die so genannte Vorankündigung. Sie wird nach §2(2) der VO notwendig, wenn

- mehr als 20 Arbeitnehmer über mehr als 30 Arbeitstage gleichzeitig auf der Baustelle tätig werden, oder
- die Baumaßnahme einen Umfang von mehr als 500 Personentagen erreicht.

Sollte sich dieser Umfang bei der Planung der Baumaßnahme ergeben, ist dem Gewerbeaufsichtsamt als zuständiger Behörde zwei Wochen vor Beginn der Baumaßnahme die Vorankündigung zuzusenden.

Werden Arbeitnehmer mehrerer Firmen (hierunter fallen auch die Subunternehmer eines Generalunternehmers!) gleichzeitig oder kurz hintereinander tätig, so ist ein SiGeKo zu bestimmen.

Treffen beide Voraussetzungen zu, wird ein SiGePlan erstellt.

Letzterer ist ebenso zu erstellen, wenn mehrere Firmen gleichzeitig tätig sind und besonders gefährliche Arbeiten durchgeführt werden.

Besonders gefährliche Arbeiten sind beispielsweise:

- Arbeiten in mehr als 7 m Höhe (Gefahr des Abstürzens)

- Arbeiten in mehr als 5 m Tiefe und unterirdische Arbeiten (Gefahr des Verschüttetwerdens)

- Arbeiten in weiniger als 5 m Abstand zu Hochspannungsleitungen

- Auf- und Abbau von Bauteilen mit mehr als 10 t Einzelgewicht

- Arbeiten mit folgenden Stoffen: explosionsgefährlich (z. B. lösumittelhaltige Kleber); giftig (z. B. Holz-

schutzmittel); krebserregend (z. B. Stäube von Hartholzern wie Buche oder Eiche)

Sollte der Bauherr die Aufgabe des SiGeKo nicht selbst übernehmen wollen, wovon dringend abzuraten ist, sollte er einen geeigneten Dritten schriftlich damit beauftragen. Ein besonderer Qualifikationsnachweis wird von der VO zwar nicht gefordert, doch sollte der Betreffende über entsprechende berufliche und sicherheitsfachliche Kenntnisse und Erfahrung verfügen.

Die entsprechenden Berufskammern bieten spezielle Fortbildungsveranstaltungen an, die Teilnahme an einer solchen sollte nachgewiesen werden.

Je nach Umfang und Komplexität der Baumaßnahme kann oder soll diese Aufgabe ein Meister, Polier, Bautechniker, Ingenieur, Architekt übernehmen.

Der SiGePlan, der sinnvollerweise bereits in der Planungsphase erstellt wird, enthält eine Auflistung sämtlicher Tätigkeiten auf der Baustelle, sämtliche die Sicherheit zu erzielenden Maßnahmen sowie einen Verweis auf die jeweils betroffenen einschlägigen Sicherheitsbestimmungen. Der Plan ist in einer für alle Beteiligten verständlichen Form abzufassen und für alle sichtbar auf der Baustelle aufzuhängen. Selbstverständlich wird der Plan während der Bauphase fortgeschrieben.

Bei Neu- und größeren Umbauten wird eine Unterlage für spätere Arbeiten erstellt. Sie listet sämtliche regelmäßig wiederkehrenden Reinigungs- und Instandhaltungsarbeiten und die dafür notwendigen Sicherheitsmaßnahmen auf (z. B. Fanghaken für den Dachdecker, Trittleitern für den Kaminkehrer, Schutzgerüste für die Reinigung hoch liegender Fenster).

Erfordernis und Umfang der oben beschriebenen Maßnahmen nach dieser Verordnung sollen rechtzeitig vor Beginn einer Baumaßnahme mit dem Architekten als erstem Ansprechpartner durchgesprochen werden.

Claudio Ritter, München

## Erfolge für die private Denkmalpflege

„Es ist doch so wichtig, dass einer breiten Öffentlichkeit immer wieder bewusst gemacht wird, wie befriedigend, aber vor allem wie aufwendig für den einzelnen privaten Denkmaleigner die Erhaltung und Pflege von historischen Gemäuern ist. Neid und Missgunst müssen deshalb mit Aufklärung erwidert werden. Die Politik muss auch in Zukunft überzeugt werden, dass Steuergelder in der privaten Denkmalpflege gut angelegt sind.“ Mit diesen Worten eröffnete Präsident Dr. Carl-Philipp Baron Hohenbühel die diesjährige Generalversammlung des Südtiroler Burgeninstituts.

Als Austragungsort wählte der ehrenamtlich geführte Verein im Einsatz des „grauen Umweltschutzes“ die erst kürzlich fertig restaurierte und nunmehr für kulturelle Veranstaltungen nutzbar gemachte Mühlbacher Klausse.

Auf Einladung des Trägervereins „Mühlbacher Klausse“ und der Gemeinde Mühlbach, als Eigentümerin, hielt das Südtiroler Burgeninstitut seine diesjährige Mitglieder-Vollversammlung in der frisch restaurierten Mühlbacher Klausse ab. Quasi als Premiere wurde damit nach Abschluss einer über sieben Jahre andauernden Sanierungs- und Restaurierungstätigkeit die kulturhistorisch wertvolle Ruinenanlage am Eingang des Pustertals ihrer künftigen Zweckbestimmung übergeben. In seinen Grußworten betonte Bürgermeister Dr. Franz Gruber seine Freude darüber, dass die erste größere Veranstaltung in der Ruinenanlage gerade eine Veranstaltung des Südtiroler Burgeninstituts ist, von dessen qualifiziertem Einsatz als privater Denkmaleigner und -pfleger er überzeugt sei. Nach einem kurzen Rückblick auf die Bau- und Restaurierungsgeschichte der Mühlbacher Klausse dankte Dr. Gruber seiner Gemeinde Mühlbach, dem Land Südtirol, dem Landesdenkmalamt und vor allem dem Trägerverein „Mühlbacher Klausse“. Die großen Anstrengungen, die zur Erhaltung und Nutzbarmachung der Klausse notwendig waren, sollen Mühlbach und seinem Einzugsgebiet eine Aufwertung und der Bevölkerung einen definitiven

Nutzen bringen. „Unter der Federführung ihres Präsidenten, Dr. Christoph Prugger, haben die Mitglieder des Vereins durch ihr unermüdetes Engagement das Baudenkmal vor dem Verfall gerettet und einer neuen Bestimmung zugeführt. Alle Beteiligten verdienen unsere und der Bevölkerung höchste Achtung für ihr mutiges Handeln! Wir sind der Gemeinde Mühlbach und dem Verein Mühlbacher Klausse dankbar, dass wir heute anlässlich unserer Versammlung das Resultat ihrer Arbeit beleben dürfen“, betont der Präsident des SBI, Baron Hohenbühel, in seiner Erwidmung. Der Präsident überreichte dem Bürgermeister Dr. Gruber und dem Präsidenten des Vereins „Mühlbacher Klausse“ jeweils ein gerahmtes Bild mit einer Zeichnung der institutseigenen Burg Taufers.

Ein Kernthema des überaus reichen Tätigkeitsberichts des SBI für das Jahr 2003 war es, Mitglieder, internationale Partnervereine und auch Nichtmitglieder historisches Gemäuer erleben zu lassen, kulturell mit verschiedenen Initiativen aufzuklären und Jung und Alt für die „Sinnhaftigkeit“ der schonenden Denkmalpflege zu sensibilisieren. Während das Jahr 2002 der Neuentdeckung der vereinseigenen Trostburg gewidmet wurde, so konzentrierte sich das Restaurierungsvorhaben des Jahres 2003 auf die Innen- und Außenfassadenrestaurierung des Wahrzeichens des Eisacktales. An dieser Stelle hob Präsident Dr. Carl-Philipp Baron Hohenbühel die konstruktive Zusammenarbeit mit den Landesstellen hervor. Im Besonderen unterstrich er den Einsatz von Frau Amdsirektorin Dr. Waltraud Kofler-Engl vom Landesdenkmalamt. „Nicht nur ihre fachlich wertvollen Diskussionsbeiträge haben der Trostburg wohl getan, sondern mit ihrer hilfsbereiten Anwaltschaft ist es gelungen, essentielle Zuschussungen aus dem staatlichen Lotto-Fonds den sehr aufwendigen Arbeiten auf der Trostburg zuzuführen.“ Lob gab es auch für das Vorstandsmitglied Arch. Wolfgang von Klebelsberg, der mit großem persönlichen Einsatz und Fach-



kenntnis das Restaurierungsprojekt betreut. Das Projekt selbst wird bis zu seinem Abschluss noch weitere Jahre in Anspruch nehmen.

Gleichsam große Anerkennung erntete die Jugend des Südtiroler Burgeninstituts, die sich mit vielen konstruktiven Initiativen sehr rege für die Ziele des Vereins einsetzt. Einige der Jugendmitglieder zeichneten sich als Autoren für den 2003 erschienenen neuen Band des Standardwerkes „Tiroler Burgenbuch“ über das Pustertal aus. Auch gelang unter der Federführung der Jugend mit der Einrichtung der Seite [www.burgeninstitut.com](http://www.burgeninstitut.com) der Sprung in das Internet. Mit ca. 13.000 bis 17.000 Zugriffen pro Monat, das entspricht ca. 450 bis 600 Besuchern pro Tag, wird die Seite eifrig genutzt. Die Fachbibliothek Trostburg wird ebenso von zwei Jugendmitgliedern geleitet. Die Krönung sei jedoch die wöchentliche Präsenz im deutschsprachigen staatlichen Radiosender RAI – Sender Bozen durch die von Alexander Baron Hohenbühel schon seit mehreren Jahren gestaltete Sendereihe „Burgen und Schlösser in Südtirol“.

Als nicht zufriedenstellend erwiesen sich die rückläufigen Besucherzahlen auf den Burgen Taufers und Trostburg. Vor allem das Ausbleiben von Gruppen und Schulklassen brachte deutliche Einbußen in den Einnahmen aus der Führungstätigkeit. „Die gut, manchmal auch aggressiv beworbenen Schlösser, Kulturdenkmäler und musealen Einrichtungen der öffentlichen Hand sind ernst zu nehmende Mitbewerber. Bislang sind wir ohne Werbeausga-

Der Obmann der Mühlbacher Klausse, Dr. Christoph Prugger, erläutert den Gästen „seine Ruine“

ben ausgekommen, alle erworbenen Mittel konnten wieder den Burgen zugeführt werden. Mit dieser Herausforderung werden wir nun umdenken müssen“, so von Hohenbühel.

Im Jahr 2003 wurde die vom Südtiroler Burgeninstitut initiierte und gemeinsam mit dem Österreichischen Burgenverein und dem Bayerischen Verein zur Erhaltung privater Baudenkmale herausgegebene Fachzeitschrift „ARX“ 25 Jahre alt. Mit großer Genugtuung stellte Baron Hohenbühel fest, dass die Auflage in diesem Jahr von 1500 auf 2500 Stück pro Nummer erhöht werden konnte und warb gleichzeitig mit der Aussage „Die Mai-Nummer wird eine Pracht!“ für neue Abonnenten. Die ARX ist bei der Athesia und allen guten Zeitschriftenhändlern oder direkt beim Südtiroler Burgeninstitut (0039/0471 982255 oder [www.burgeninstitut.com](http://www.burgeninstitut.com)) erhältlich. Dank an dieser Stelle ging an Ludwig Walther Regele, Redakteur der ARX. Mit Bedauern musste der Ausstieg des Österreichischen Burgenvereins aus

dem Gemeinschaftsprojekt ARX zur Kenntnis genommen werden. Allerdings konnte im Verein Oberösterreichische Denkmalpflege mit seinem Präsidenten Bundesrat Georg Graf Spiegelfeld ein neuer Partner für die ARX gefunden werden. Damit bleibt Österreich redaktionell weiterhin fester Bestandteil in der Beitragsgestaltung.

Der Präsident schloss seinen Bericht mit dem Dank an die Verwaltungs- und Aufsichtsräte sowie an die vielen unscheinbaren Helfer für die vielen Stunden ihres ehrenamtlichen Einsatzes und an die Sekretärin des SBI, Frau Renate Gallmetzer.

Im Zuge der Generalversammlung wurde Richard Ignaz Rieder für seine über 15 Jahre andauernde Tätigkeit im Dienste der Burg Taufers geehrt. „Interessiert und forschend, mit straffen und gelockerten Zügeln hat unser Kustos stets und mit seinem ganzen Elan unsere Burg Taufers verteidigt. Er hat durch viele kleine Eingriffe und durch seinen unermüdeten und verantwortungsbewussten Einsatz die Attraktivität der

Burg erhöht.“ Mit diesen Worten übergab der Präsident eine Urkunde sowie ein Jubiläumsgeschenk.

Die anschließende Wahl ergab eine Wiederbestätigung von Carl-Philipp Baron Hohenbühel als Präsident. Ihm zur Seite steht Peter von Hellberg als Vize-Präsident. Im Verwaltungsrat weiter vertreten sind: Georg Baron Eylr in seiner Funktion als Präsident der SBI-Jugend, Hans-Christoph Baron Hohenbühel, Johannes Graf Khuen-Belasi, Wolfgang von Klebelsberg, Sigrid Pernthaler und Martin Christoph von Tschurtschenthaler. Im Aufsichtsrat sind Martin von Malfer und Ludwig Walter Regele vertreten, während sich das Schiedsgericht aus Lamberta Amonn, Fritz Eyger, Carl Baron Eylr und Carl-Friedrich Graf Pfeil zusammensetzt.

Die Generalversammlung fand mit einem gemeinsamen Mittagessen in den Ruinen der Mühlbacher Klause ihren Ausklang.

Hans Christoph von Hohenbühel

## BUCHVORSTELLUNG

# „Romantik ist überall, wenn wir sie in uns tragen“

brsg. von Günter Schuchardt



Viel besucher Wartburgasthof um 1850

„Romantik ist überall, wenn wir sie in uns tragen.“ Aus Leben und Werk des Wartburgkommandanten Bernhard von Arnswald, hrsg. von Günter Schuchardt, Schnell & Steiner, Regensburg 2002 ISBN 3-7954-1502-0 Euro 39,90

Wie sehr an der Wartburg die Geschichte um Musenhof und Sängerkriegstreit, die hl. Elisabeth und Luther bis hin zum Wartburgfest von 1817 faszinieren, zeigt nicht zuletzt der Beitrag in diesem ARX-Heft. Weniger bekannt ist das Geschehen um die Restaurierung aus dem Geist des

Historismus, die der Wartburg das heutige Gesicht verliehen hat. Ein Großteil der Dokumente über diese Zeit ist dem langjährigen (1840–77) Wartburgkommandanten bzw. Burghauptmann Bernhard von Arnswald zu verdanken, von dem Tagebücher und Hunderte von Skizzen und

Zeichnungen erhalten sind. Erst spät ist er als „Seele der Restauration“ aus dem Schatten der prominenten Wartburger Namen herausgetreten. Heute gilt seine Hinterlassenschaft für die Wartburg als wichtiger denn je, zumal sie darüber hinaus den Blick in die mehr oder minder mondäne Welt der zeitgenössischen Bäder und Kuranstalten gewährt, und sich als historischer Reiseführer durch Deutschland, die Schweiz, Tirol und Italien eignet.

1807 in Weimar geboren, Page am großherzoglichen Hof Carl Augusts, des Goethefreundes, reiste Arnswald häufig in Begleitung dessen Nachfolgers Carl Friedrich von Sachsen-Weimar-Eisenach. Von dem zeichnerischen Talent des jungen Kammerjunkers war auch der greise Goethe angetan. In seinen verschiedenen Bilderalben bewahrte Arnswald viel von der eher wenig bekannten Epoche Weimars nach Goethes Tod. Als schreib- und zeich-

freudiger Kommandant der Wartburg dokumentierte er jeden Tag und jedes Ereignis. Seinem Stift und Pinsel verdanken wir einen kulturgeschichtlichen Bilderbogen von naivem Charme und seltener Frische. Von seinen Reisen sind im

vorliegenden, üppig ausgestatteten Band Aquarelle und Zeichnungen von Burgen und Gebäuden, auch aus dem bayerischen und dem Tiroler Raum (z. B. Finstermünz, Kufstein, Tratzberg, Runkelstein, Schloß Tirol) enthalten. Die mit Fragezei-

chen versehenen Beschriftungen Schloss Kastelbell (Nr. 393) und Burg Tirol (Nr. 396) sind richtig. Es handelt sich um die angegebenen Burgen.

L. W. R.

## Grenzenlos – Geschichte der Menschen am Inn

Erste grenzüberschreitende Landesausstellung

Am 22. April wurde die erste Bayerisch-Oberösterreichische Landesausstellung eröffnet. Die Idee zur Durchführung einer grenzüberschreitenden Ausstellung im Innviertel und in Niederbayern geht zurück auf das Jahr 1995, auf den Beitritt Österreichs zur Europäischen Union. Das Projekt 2004 und am Vorabend der EU-Ost-Erweiterung zu starten, soll beispielhaft sein für die gut nachbarschaftliche Beziehung und die Zusammenarbeit zwischen einzelnen Völkern und Volksgruppen der Europäischen Union.

Die gemeinsame kulturelle und soziale Identität der Menschen zu bei-



Schärding, Blick auf Schloß Neuhaus

Links unten: Kloster Asbach, Tafelsaal mit barocker Ausstattung von 1760/70

Die Landesausstellung ist vom 23. April bis 2. November zu besichtigen: in Reichersberg und Schärding täglich von 9 bis 18 Uhr, in Asbach und Passau Mo-Fr 9 bis 17 Uhr, Sa, So, Feiertag 9 bis 18 Uhr. Der Katalog zur Ausstellung ist bei Pustet, Regensburg erschienen und kostet 28 Euro. [www.landesausstellung2004.info](http://www.landesausstellung2004.info)



## Guyard de Saint Julien verstorben

NACHRUF

Die Mitglieder des Vereines Denkmalpflege für Oberösterreich waren tief betroffen, als sie vom Ableben eines bemühten und verdienstvollen Denkmalpflegers erfahren mussten: Franz Ferdinand Reichsgraf Guyard de Saint Julien von und zu Wallsee ist am Osterdienstag, dem 13.4.2004 nach den Tröstungen der Kirche im Alter von 71 Jahren zu Gott heimgekehrt.

Sein Name verdient nicht zuletzt deshalb in dieser Zeitschrift erwähnt zu werden, weil seine Sorge einem Objekt galt, das durch die Erwähnung in den Werken des Schriftstellers Thomas Bernhard besonders bekannt wurde: Schloß Wolfsegg.

Die umfangreichen statischen Sanierungsmaßnahmen hat Graf Saint Julien umsichtig und mit großer Kenntnis geleitet und ein Objekt erhalten, das der Dichter als „das schönste Gebäude weit und breit“ gerühmt hat.

den Seiten des Inns, ihre Wurzeln und ihre Lebensweise soll einer breiten Öffentlichkeit an vier Schauplätzen gezeigt werden:

Im Augustiner-Chorherren-Stift Reichersberg werden bäuerliches Leben und Wirtschaftsentwicklung zu beiden Seiten des unteren Inns inszeniert, im Ensemble Schloßgasse in Schärding wird die „Stadt als Mikrokosmos“ und Zentrum des Handels dargestellt, im Museum Kloster Asbach im Rottal wird die Rolle des

Adels und der Klöster erläutert und im Oberhausmuseum Passau wird die Bedeutung und die wechselvolle Geschichte des Fürstbistums Passau vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis zur Säkularisation 1803 erklärt.

Die Besucher der Ausstellung tauchen ein in die Welt vom 11. Jahrhundert bis heute, sie erleben Geschichte, Handel und Wandel und soziale Gegebenheiten durch die Zeit. – Grenzenlose Vielfalt ist jedem gewährt, der sie schauen will!

Ulrich Stevens, Burgkapellen, Andacht, Repräsentation und Wehrhaftigkeit im Mittelalter, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2003  
ISBN 3-534-14284-5  
Euro 49,90

Obwohl Burgkapellen neben Mauern, Türmen und Palas zu den wichtigsten Teilen der mittelalterlichen Burg zählen, hat die Forschung sie bislang sträflich vernachlässigt. Ulrich Stevens legt mit diesem Band die erste Gesamtdarstellung zum Thema vor.

Er ordnet die verwendeten Bautypen nach Formen und untersucht sie in Hinblick auf ihre Bedeutung: Repräsentationszeichen (Mehrgeschossige Kapellen), Bildliche Wehrhaftigkeit (Tor- und Turmkapellen), Andachtsort (Hauskapellen), Burg- und Schloßkirchen. Die Reihe der vorgestellten Bauten wird von der Kapelle des königlichen Hofes in Düren und von der Pfalzkapelle

Karls des Großen in Aachen eröffnet. Waren die Typen der Pfalz- und Burgkapellen bis in das 12. Jahrhundert im Wesentlichen auf die Saalkirchen und wenige Bauten der Aachen-Nachfolge beschränkt, so bietet die staufische Zeit ein vielfältigeres Bild: Neben den Doppelkapellen – vor allem in Nürnberg und Eger – und anderen mehrgeschossigen Kapellen – wie Hagenau und Vianden – sind zahlreiche Torkapellen zu nennen. Die Vielfalt der Bauformen hört noch vor dem Ende des staufischen Königtums auf. Vor allem entstehen keine Kapellen mehr in der Nachfolge Aachens. Wie zwischen Burg- und Schloßbau keine scharfe Grenze zu ziehen ist, so gehen auch

Burg- und Schloßkapelle ineinander über. Diesen Übergang kennzeichnen Kapellen wie in Celle, die trotz ihrer Größe nach außen kaum in Erscheinung tritt, in Wiener Neustadt, wo die Torkapelle eine beherrschende Stellung im Westflügel einnimmt, und die Schloßkirche in Meisenheim, die sich weitgehend vom Schloßbau gelöst hat. Deutlich wird, dass die Burgkapelle kein eigenständiger Typus ist. Vielmehr fanden Bauformen, die auch in anderen Zusammenhängen gebräuchlich waren, als Burgkapellen Verwendung. Ein wichtiger Teilbereich des mittelalterlichen Burgenbaus wird so anschaulich und informativ erschlossen.

L. W. R.

## NACHRICHTEN

### Tag des offenen Denkmals in OÖ

Zum 10. Mal veranstaltet der Verein Denkmalpflege mit dem Land Oberösterreich und dem Bundesdenkmalamt/Landeskonservatorat für Oberösterreich den Tag des offenen Denkmals am 19. September 2004.

Zu diesem Zeitpunkt ist ein Denkmalpflegesymposium geplant und eine Festveranstaltung im Schloß Auzolzmünster bei Ried im Innkreis.

Ein genaues Programm über diese Veranstaltungen kann beim Verein Denkmalpflege bzw. bei der Landeskulturdirektion angefordert werden.

Amt der oö. Landesregierung, Spittelwiese 4, 4021 Linz,  
Tel.: 0732/7720-15471  
od. 15494,  
E-Mail: ooe.gv.at,  
Fax: 0732/7720-11786

## NACHRICHTEN

### Lotto für Denkmalpflege

Insgesamt 3,1 Mio. Euro hat Südtirol in den letzten drei Jahren aus den staatlichen Lottoeinnahmen bekommen. Damit erhalten laut Mitteilung der Südtiroler Landesregierung das Erzherzog-Johann-Mausoleum in Schnenna, die Trostburg, Kloster Neustift und die Klausner Kapuzinerkirche Beiträge für Restaurierungen.

### Denkmalpflegepreis des Landes Oberösterreich 2004 – Ausschreibung

Das Land Oberösterreich vergibt jährlich – analog zu den Kulturpreisen des Landes – für denkmalpflegerisch herausragende Leistungen einen Preis, der die Bemühungen würdigt, das baukulturelle Erbe unsers Landes zu erhalten.

Der Denkmalpreis ist mit einem Betrag von 7.500 Euro ausgestattet. Zusätzlich sollen zwei Anerkennungspreise mit je 1.500 Euro vergeben werden. Der Denkmalpreis wird für beispielhafte Sanierungen von historischen Objekten vergeben. Voraussetzung ist, dass das Objekt unter Denkmalschutz steht, im Bundesland Oberösterreich liegt und die Ergebnisse der Sanierung oder Restaurierung vom Bundesdenkmalamt/Landeskonservatorat für Oberösterreich positiv beurteilt wurden.

Neben den denkmalpflegerischen Maßnahmen ist eine ausreichende Nutzung ausschlaggebend, wobei auch innovative Aspekte eine Rolle spielen.

Wahlweise kann mit diesem Preis auch ein Restaurator oder ein Journalist für besondere restauratorische Leistung auf dem Gebiet der Denkmalpflege ausgezeichnet werden.

Weitere Kriterien können auch Leistungen auf dem Gebiet der Bauforschung sein sowie der künstlerische oder kunsthistorische Wert eines Objektes.

Über die Preisvergabe entscheidet eine unabhängige Jury, die vom Institut für Kunst und Volkskultur einberufen wird und der sowohl ein Vertreter des Bundesdenkmalamtes sowie des Vereines Denkmalpflege angehören. In der Jury soll mindestens ein Mitglied aus einem anderen Bundesland mitwirken.

Bewerber können sich sowohl Einzelpersonen, Gemeinden, Pfarren, Vereine als auch sonstige Institutionen, die in den letzten drei Jahren ein Denkmal gerettet, saniert oder restauriert haben.

Einreichungen sind schriftlich an das Institut für Kulturförderung, Spittelwiese 4, 4021 Linz, zu richten. Als Unterlagen sind neben einer nicht mehr als drei Seiten umfassenden Beschreibung eine Fotodokumentation erforderlich, die nach Möglichkeit den Zustand vor bzw. nach der Instandsetzung zeigt. Einreichfrist ist der 30. Juni 2004.



**S**ie sind Inhaber oder Verwalter einer historischen Burganlage, eines Schlosses oder eines vergleichbaren Denkmals und brauchen Hilfe beim Zugang zu exponierten Stellen in großer Höhe oder Tiefe? Dann haben Sie in uns den geeigneten Partner gefunden! Als zertifizierte Industriekletterer sind wir spezialisiert auf die kostengünstige und schonende Reinigung, Überprüfung und Reparatur alten Mauerwerks. Dabei sind besonders die schwer zugänglichen, üblicherweise nur mit höchstem Kostenaufwand erreichbaren Stellen in großer Höhe oder Tiefe unser bevorzugter Arbeitsbereich, in dem wir folgende Arbeiten für sie günstig und schnell erledigen:

- ☒ Entfernen von Grünut an historischen Mauern
- ☒ Überprüfen von historischen Mauern auf loses Gestein
- ☒ Neuverfugen von historischen Mauern
- ☒ Das Reinigen historischer Gebäude an schwer zugänglichen Stellen
- ☒ Herausschneiden und fällen von Bäumen und Sträuchern an steilen Abhängen
- ☒ Hilfestellung bei Restaurationsarbeiten in großer Höhe oder Tiefe

Unsere Arbeit bringt dabei folgende Vorteile:

- ☒ Kostengünstig durch bewährtes Abseilverfahren
- ☒ Verzicht auf teure Gerüste, Kräne und Hebebühnen
- ☒ Schonendes Verfahren ohne Beschädigung der Mauern
- ☒ Einsetzbar an sonst unzugänglichen Stellen
- ☒ Keine Beeinträchtigung des Touristenverkehrs

Wenn auch Sie die Vorteile unserer Arbeit nutzen wollen, dann kontaktieren Sie uns und lassen Sie sich ein kostenloses und unverbindliches Angebot erstellen.



ZERTIFIZIERUNG UND COPYRIGHT VON

**IFSA**

FACH- UND ANWISSENVERBAND  
FÜR SEILANLAGEARBEITEN  
ARBEITSTECHNIKEN e.V.

PASSAUER STRASSE 16  
94538 FÜRSTENSTEIN  
TEL. 0049 8504/9543373  
FAX 0049 8504/9543379

WWW.KLETTERMAXX.COM  
EMAIL: INFOKLETTERMAXX.COM

Mit niedrigsten Kosten auf die höchsten Türme!

